

EEDEN, FREDERIK VAN

Pauls Erwachen

Schuster & Loeffler
Berlin
1916

 | books2ebooks.eu

digitalisiert an der
Universitätsbibliothek
Wien

digitised at Vienna
University Library

books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

Print

Print out the whole book or only some pages.

Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

Advanced EOD eBook - How to use

Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

Copy & Paste Text



Click on the "Select Tool" in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the "Snapshot Tool" from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

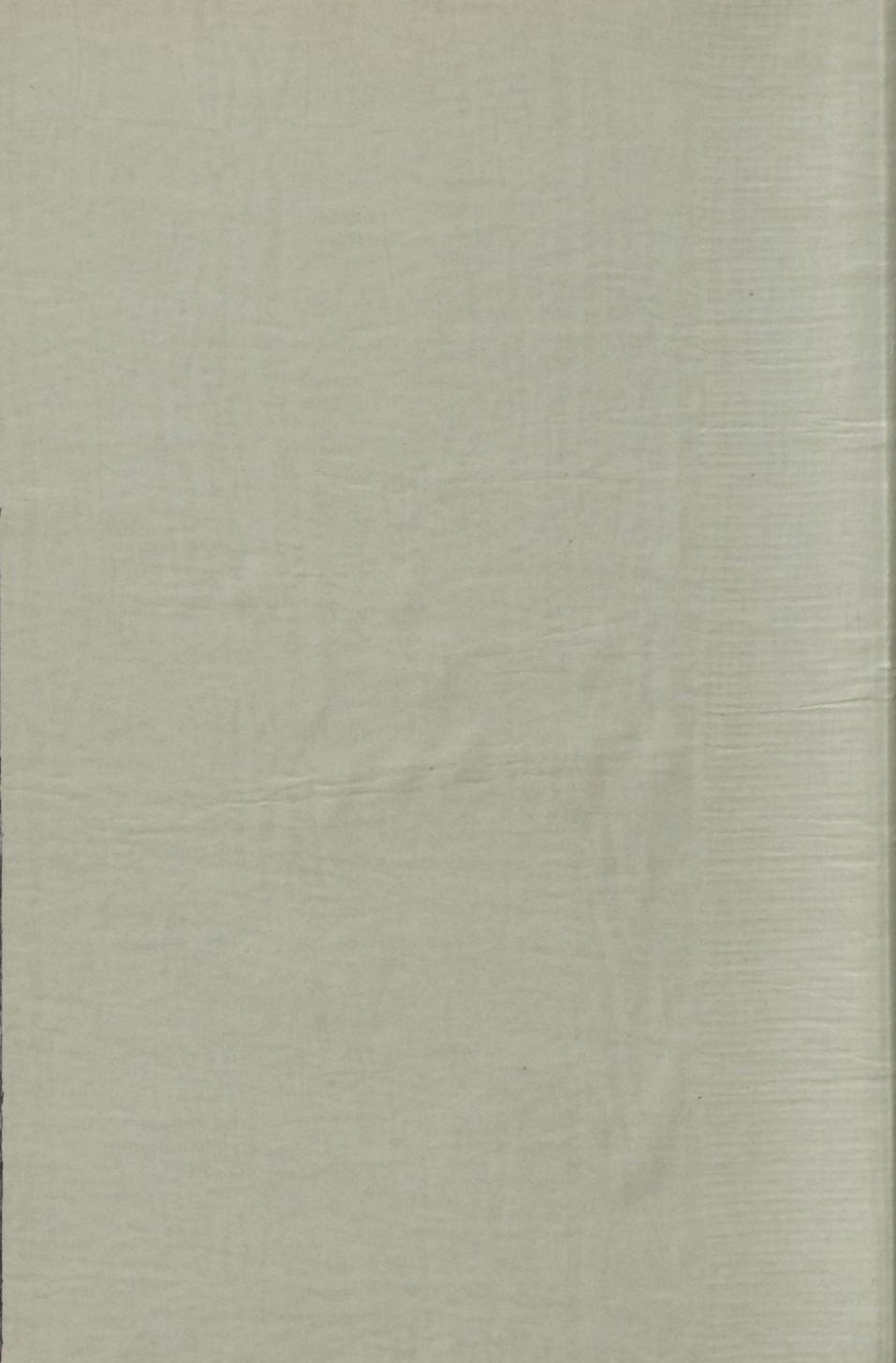
More eBooks

More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>

Universitäts-Bibliothek Wien

I

900 646



Frøderik van Eeden

Pauls Erwachen

Schuster & Loeffler, Berlin

PAULS ERWACHEN

*Was von Seele im Körper
ist, das schläft. Das wahre Er-
wachen ist ein wahres Auf-
stehen vom Körper, nicht mit
dem Körper.*

Plotinus Enn. III 6.

VON DEMSELBEN VERFASSEN
ERSCHIEN IM GLEICHEN VERLAG:

Der kleine Johannes

Roman. 4. Auflage

Wie Stürme segnen

Roman. 2. Auflage

Die Nachtbraut

Roman. 2. Auflage

Sirius und Siderius

Roman

Erster Teil: Die Eltern

Zweiter Teil: Das Kind

Johannes der Wanderer

Blätter der Liebe

Die freudige Welt

Betrachtungen über den Menschen und die Ge-
samtheit aller

Welteroberung durch Heldenliebe

(Mit Volker)

FREDERIK VAN EEDEN

PAULS ERWACHEN

SCHUSTER & LOEFFLER, BERLIN

1916

I
900.646

Alle Rechte vorbehalten

Seit 1911
T. 1251

M

I.

Am Freitag, den 21. Februar 1912, verschied mein Sohn Paul van Eeden nach 24jährigem Leben. Es geschieht sicher nicht oft, daß ein Vater die Biographie seines Sohnes schreibt; man nehme es indes nicht als Mangel an Bescheidenheit oder Zartgefühl auf. Tut dies ein Sohn zum Gedächtnis an seinen Vater, findet man es doch nicht sonderbar, man hält es im Gegenteil für ein Werk der Pietät und Liebe. Wie stark sind nun in mir die Gefühle an Pietät und Liebe, die mich zwingen, diese Blätter zu schreiben! Ich wage es kaum, damit zu beginnen, aus Furcht, daß ich es nicht gut und würdig genug tun könnte, nicht genugsam in seinem Geist, so wie er sich mir bei seinem Scheiden offenbarte. So groß ist meine Ehrfurcht vor meinem eigenen Kind — wie es wurde durch Geduld und Leiden — und so groß meine Dankbarkeit für alles, was es mir gab in seinem kurzen Leben und vor allem bei seinem herrlichen Ende!

Wahrlich er ist es würdig, daß ich von seiner scheinbar unbedeutenden Laufbahn das Edelste und Merkwürdigste niederschreibe und sein Gedächtnis festzuhalten strebe für andere, gerade deshalb, weil er das gewöhnliche Leben eines Jungen,



mit Fehlern und Irrtümern, lebte, und weil er einen durchaus nicht abgeschliffenen Charakter zu läutern und zu erheben wußte zu einer vollkommenen Reinheit und Liebe, was ich wie ein heiliges Wunder ansehe.

Seine Krankheit, sein Leiden lag als dunkler Schatten auf meinem Leben, und seinen Heimgang empfand ich als den schwersten Schlag, der mich treffen konnte.

Jahrelang war er mein Schmerzenskind, seit den ersten Anzeichen seiner Krankheit, mit deren Besserung und Verschlimmerung meine Stimmung in gleichem Maß auf und ab ging, dessen Leiden mich um so mehr folterten, weil er so fest und innig an meine Hilfe glaubte und darauf baute. In meine Hände legte er vertrauensvoll sein Geschick. Die Verantwortung und die Angst vor jedem Mißlingen lagen als schwere Last auf meiner Seele. Dann aber wurde das, was ich vor allem fürchtete, der Gipfelpunkt meiner Angst, die mich umklammerte — der Tod meines so sehr geliebten Sohnes — zum Segen und zur Gnade.

Alles dieses offenbare ich, da ich weiß, daß das, was er mir gab, auch für andere Menschen bestimmt ist, denen ich die Gabe nicht vorenthalten darf. Was ist der Kern aller Schwermut? Was ist es für ein banges Leiden, das nicht

weicht, sondern noch zunimmt, bei tiefer Selbsteinsicht und klarer Überlegenheit? Was ist der dunkle Abgrund, dem niemand ausweichen kann, der menschliche Mündigkeit und Selbständigkeit begehrt? Das ist der Zweifel, die Unsicherheit, die entsetzliche Einsicht von unserer Unzulänglichkeit. Wir fühlen uns inmitten eines Kosmos, der uns in jeder Weise zu groß ist, mit Begriffsmitteln ausgestattet, die uns in jeder Beziehung zu klein erscheinen. Je mehr wir denken, um so mehr verstehen wir, daß all unser Wissen ein Wahn ist. Die tiefsten allgemeinen Begriffe erweisen sich als unwahr, Illusionen, Hilfsmittel, um weiterzuleben, Krücken für unser hinkendes Verstehen. Der Raum ist Illusion, die Einheit der Zeit Illusion. Die einfachsten Wahrheiten der Mathematik können geändert werden, es kann sowohl eine euklidische wie eine nichteuklidische Mathematik bestehen. Das wissenschaftlich Wahre ist intuitiv unmöglich, und die zuverlässigsten Stützen verwandeln sich vor unserem prüfenden Geist, bei strenger Analyse, in Illusionen. Hier nützen nicht Wissenschaft, noch überlieferter Gottesdienst; denn der rein verstandesmäßige Bau der Rede führt ins Leere, ohne einen festen und lebendigen Gehalt von Gefühl und Glaube, und der Seelenkenner, der Psychologe, steht vor der Er-

kenntnis, daß keiner der überlieferten Kulte uns vor Illusionen und Selbstbetrug behüten kann, daß sie alle mehr oder weniger blinde Unterwerfung unter menschliche Satzungen verlangen, die der wirklich fromme freie Mensch fühlt, verwerfen zu müssen. Beruht doch alle Sicherheit zuletzt auf einem unbeweisbaren Gefühl! Jedoch das Gefühl kann krankhaft entarten, wie im Wahnsinn, wo das als vollkommenste Sicherheit empfunden wird, was für andere ungereimt erscheint. Ist es nicht vielleicht ein ebenso unbeweisbares Sicherheitsgefühl, mit ebensoviel oder ebensowenig Recht, das uns sagt: das muß wahr sein, und dies ist unwiderlegbar? Wo ist uns eine Gewißheit gegeben, daß in dem Kosmos, in dessen Mitte wir uns fühlen, und woraus wir nicht entfliehen können, unsere Wahrheiten nicht Illusionen sind, ebenso wie in der Welt des Wahnsinnigen? Selbst wenn wir uns, verzweifelnd an der eigenen Einsicht, blindlings menschlichen Satzungen unterwerfen, so wie es z. B. die katholische Kirche will, tun wir es doch schließlich nur deshalb, weil uns unser eigenes Urteil, unser eigenes persönliches Gefühl sagt, daß dies das Beste sei. Und sind wir nicht auch dann noch mit eisernen Klammern an das Gefühl unserer eigenen Verantwortlichkeit gebunden, bleiben wir nicht noch immer, sonder Gnade, Mittelpunkt einer

Welt, worin wir zu urteilen und zu handeln haben, ausschließlich nach eigener Einsicht?

Drum bleibt uns nichts als ein fest entschlossenes, notgedrungenes Kämpfen um eigenes Recht und um Wahrheit, ein andächtiges Ausschauen nach den Offenbarungen der Kraft, die sich aufs allerdeutlichste in der eigenen Seele geltend macht. Wenn diese Macht nicht bemerkbar ist, sich nicht für unseren Verstand und unsere Begriffe zeigt, nicht sichtbar ist unseren Augen, wie können wir dann zu einem Phantom beten, das wir Gott nennen, eine selbstgeschaffene Illusion, eine Autosuggestion, sichtbar und persönlich geworden durch unser eigenes Anrufen, genau so, wie man, bei suggestiblen Menschen, Engel und Teufel erscheinen lassen kann durch ein einziges Machtwort. Was nützt uns da der Glaube von anderen, so fest und treffend er auch sein mag? Man kann sich alles vorzaubern, auch den ganzen Himmel voll von Heiligen! Diesen Selbstbetrug üben aber nicht etwa nur einzelne schwache Menschen; er gilt für Tausende und durch Jahrhunderte hindurch.

Diesem Labyrinth des Zweifels kann nach meiner Meinung kein aufrechter und tiefdenkender Mensch aus dem Wege gehen. In ihm herrscht der Dämon: Tod und Vernichtung; das einzige, was uns vor ihm retten kann, ist ein Faden, der uns mit

dem Heißgeliebten, Heißersehten, außer unserem irdischen Sein, außer dem Labyrinth verbindet.

Es ist nicht genug, zu wissen, daß es gut ist, Gott zu lieben und zu ihm zu beten. Wenn wir das tun, allein darum, weil wir wissen, daß es gut ist, und daß es glücklich macht, können wir, sofern wir tief ehrlich sind, nicht anders, als uns selbst belächeln, ja, wir müssen es sogar verächtlich finden. Was nützt alles angelernte, wenn auch ausgesprochene Wissen, sobald der Gefühlsgehalt schwindet? Das Selbstvertrauen solcher Gläubigen kann der, der weiß, was Autosuggestion zu tun vermag, nur bedauernd ansehen.

Betrachte ich die Wahrheit, die mein eigener Mund gesprochen hat, die meine Feder einst niedergeschrieben hat, so ist sie sicherlich aufrichtig gemeint gewesen. Doch die Frage bleibt auch hier: Bin ich nicht auch das Opfer einer Autosuggestion, einer selbstgeschaffenen Illusion, wenn ich sage, daß ich Gott liebe, und versuche, zu ihm zu beten? Ich kenne ihn ja doch nicht so, wie ich Blumen oder Tiere und Menschen kenne. Aber wie soll ich denn etwas liebhaben, was eigentlich nichts anderes ist, als ein Klang, ein Name? In meiner Verzweiflung rief ich oft: „Gib mir ein Zeichen, das mein Verstand erfassen kann.“ Ich bat nicht um ein Wunder, nicht, daß er die Gesetze der Natur aufheben

sollte um meiner persönlichen Not willen. Ich flehte nur um ein Zeichen im Wesen der Dinge, erkennbar für meinen beschränkten Verstand, wodurch mein Bedürfnis, aufrichtig zu denken und ehrlich zu handeln, gestillt würde. Dieses Zeichen gab er mir beim Verscheiden meines lieben Sohnes: Ich habe mit der größten Deutlichkeit, die man verlangen kann, gesehen, daß er nicht starb und sich nicht in Nichts auflöste, sondern daß er nur in Freuden seinen Körper verließ, wollend und wohlbewußt. Lediglich die leere Hülle ließ er uns zurück, über die sich noch zu allerletzt eine bleibende Botschaft von Verzückung und Freude breitete. Nie habe ich jemals ein solches Sterben gesehen. Ich sah den Tod häufig, aber fast immer war es ein langsames Verlöschen des Geistes, mit physischen Zuckungen verbunden, und am Ende, wenn der Geist gänzlich erloschen schien, war ein sanftes Einschlafen das Höchste.

Hier jedoch sah ich eine Willenstat, ein sich freimütiglich Übergeben, ein Verfeinern und Verreinen, ein Aufklären des Geistes zu einem Höhepunkt von Ekstase, eine Erleuchtung, bis alle physischen Funktionen nahezu aufgehört hatten. Und während seines freudigen Hinübergleitens dachte er mit letzten, liebevollen, tröstlichen Worten unser, der Zurückbleibenden. Ich möchte in Zukunft die

Worte Tod und Sterben vermeiden und nur noch von Verscheiden und Übergang sprechen, so sehr fühle ich nun, wie trügerisch diese anderen Worte sind.

Wissenschaftlich ist es mir begreiflich und verständlich, so wie es eben ein denkender Mensch wissen kann, daß der Geist das Primäre ist in allen Wesen, daß folglich die Unvergänglichkeit des Stoffes, den wir alle annehmen, auch eine gewissere Unvergänglichkeit des Geistes voraussetzt, daß daher jede geistige Tat, jeder Gedanke, jede Emotion, jede Erinnerung unvernichtetbar sind, und daß also jeder Mensch nach seinem Verscheiden fortbestehen muß als ein Zusammenhang von Erinnerung und noch stets wirkender Willenskraft.

Es gibt jedoch ein verstandesmäßiges Wissen und ein Gefühlswissen, in welchem letzterem der leere Begriff durch lebendige Empfindung gefüllt und getragen wird. Und dieses Gefühlswissen, diese lebendige Weisheit allein ist es, die auf die Dauer befriedigt und stärkt. Zu ihr gelangen wir aber nicht anders als durch Erfahrung, durch eigenen unvermittelten Kontakt und selbstgewolltes Durchschreiten der dunkelsten und greulichsten Lebens-tiefen.

Die Nacht vor Pauls Heimgang war die abscheulichste meines Lebens. Als er heimgegangen war,

fühlte ich, daß er mir das Köstlichste zurückgelassen hatte, was ich noch gewinnen konnte. Ich wußte, daß er, obwohl gestorben, noch lebte, daß er mich wahrnahm und mir freundlich war. Sein Wesen war kein leeres Phantom für mich, keine Selbstsuggestion, kein ideal gedachtes Bild. Ich konnte zu ihm sprechen, ohne mir selbst lächerlich zu erscheinen. Er ist ein höheres Wesen geworden, lebend ohne Sinneswerkzeuge, ohne Körper. Das innerlich feine Werkzeug, dessen er sich bedient hatte, das wunderbare Räderwerk des Gehirns, stand still und zerfällt; doch er lebt in dem Allbewußtsein — wollen wir das nicht Gottes Wesen nennen? So wurde er nun mein Mittler, er ließ mir den Liebestaden in Händen, um aus dem Labyrinth zu kommen. Meine bange Seele fand Ruhe, sie weiß es nun, daß sie einen Freund dort im Unbekannten hat.

II.

In dieser kleinen Gedenkschrift will ich erzählen, wie sich Pauls Leben vergeistigt hat. Seine Laufbahn war einfach und unbedeutend. Große Taten hat er nicht verrichtet, noch unterschied er sich durch eigene, ungewöhnliche Begabung, die ihn zu Ansehen gebracht hätte. Sein ganzes Benehmen, seine ganze Art, war auch durchaus nicht fehlerlos, wie ich schon gesagt habe, aber er besaß ein paar besondere Tugenden, woraus sich die Läuterung an seinem Lebensende erklären lässt.

Er war äußerst feinfühlig und kindlich aufrichtig. Um mit diesen beiden Eigenschaften ein glückliches, gleichmäßiges Leben zu führen, braucht man Anderen gegenüber Energie, Selbstbeherrschung und einen Selbsterhaltungstrieb. Paul besaß all diese Eigenschaften in keinem sehr großen Maß. Seine Tugenden waren nicht wohl abgewogen, nicht in Harmonie miteinander. Jede Tugend führte ihn zum Äußersten, wovon er erschöpft und geschlagen zurückkehren mußte. In vieler Hinsicht glich er dem reinen Bild vom neuen Menschen, dem zartfühligen, vergeistigten.

Schon als Schuljunge zeigte sich bei ihm eine sehr auffallende Abscheu gegen Rachsucht und instinktive Selbstverteidigung. Er hatte absolut nicht das Bedürfnis, zurückzuschlagen, wenn er

geschlagen wurde. Der Gewalt nicht zu widerstreben, war ihm keine Vorschrift, sondern Natur. Es bestand bei ihm nie die geringste Begeisterung für Kriegshelden und Kriegswesen. Soldatenspielen hatte keinen besonderen Reiz für ihn, doch machte er auf niemanden den Eindruck eines Feiglings, und von seinen Kameraden wurde er nie als solcher angesehen. Auf der Schule und bei seinen Altersgenossen ist er stets beliebt und angenehm gewesen. Auch an Mut fehlte es ihm nicht, doch war sein Mut nicht aggressiv. Er wagte sein Leben in rücksichtsloser Weise, auch wenn er völlig die Gefahr erkannte. Er suchte das Schmerzliche, Schwierige, Unangenehme bisweilen mit einer Leidenschaft, die an Selbstquälerei grenzte. Seine Weichherzigkeit ging ins Grenzenlose.

Das Abschneiden von Blumen war ihm eine Pein, und während seiner Krankheit war es ihm keine Freude, abgeschnittene Blumen zu empfangen. Ausdrücklich bat er noch kurz vor seinem Heimgang, daß man doch vor allem keine abgeschnittenen Blumen auf seinem Grab welken lassen solle.

Als kleiner Junge, beim Spiel mit seinen Kameraden, sah er einmal, wie ein alter Herr Blumen in seinen Garten einpflanzte, und rief den andern zu: „Kinder, kommt, wir müssen dem Herrn helfen, er

ist schon alt und kann sich nicht mehr so gut bücken.“ Solche Gefälligkeiten hatten bei Paul nichts Angelerntes oder Gemachtes. Sie waren rein und echt und solange er klein war, wurde auch sein freundliches, freimütiges Wesen in jeder Weise von allen Menschen gern gesehen und nett gefunden.

In einem Eisenbahncoupé sah er einmal einen Reisenden, der in einer Ecke am Fenster saß und seinen kleinen Koffer in der andern Ecke hatte stehen lassen. Lange schaute Paul von dem Köfferchen auf den Reisenden und von dem Reisenden wieder auf das Köfferchen, bis er plötzlich seinem kleinen Herzen Luft machte und sagte: „Sag' mal, mußt du nicht bei deinem lieben Köfferchen sitzen?“

Paul besaß, wie viele Kinder, eine in hohem Grad ausgeprägte Anhänglichkeit an Plätze und Gegenstände. Als er zum erstenmal einige Wochen an der See in Egmont gewesen war, sprach er nie anders davon, als in den zärtlichsten Ausdrücken. Es war sein liebes kleines Dörfchen. Alles war herrlich und besser, als irgendwo anders auf der Welt.

Mit dem Älterwerden und durch die Berührung mit der rauhen Welt führten die zarten Gefühls-schwingungen unvermeidlich zu Schmerz und Düsterei. Er war noch ganz jung, als der schwer-

mütige Ausdruck in seine dunklen Augen kam, der mich so manchenmal ängstigte und mir kummervolle Gedanken bereitete. Wir hörten ihn, als er noch ein kleines Kerlchen war, vor sich hinseufzen: „Ich habe es nicht lustig auf der Welt.“ Er war zu zart, er konnte das Leben nicht ertragen. Dabei hatte er einen unabhängigen Geist, der, wo er keine Liebesregung oder keine Ehrfurcht empfand, schwer etwas von einer Autorität annahm.

Der Schulgang war ihm allezeit eine Qual, eine Qual, deren Zweck er nicht einsah, und der er sich absolut nicht unterwerfen wollte. Hier widersetzte er sich mit seiner ganzen eigenartigen, starren Beharrlichkeit. Er lernte einfach nicht und schweifte manche Tage umher, anstatt zur Schule zu gehen, so daß man ihn meistens an der Hand hinführen mußte. „Ich halte es nicht für nötig, in die Schule zu gehen,“ sagte er ganz einfach. Obschon er absolut nicht dumm war, sondern einen aufgeweckten Verstand besaß, machte er keine Fortschritte. Strafen waren nicht anzuwenden; denn sie wirkten nicht, noch erschreckten sie ihn. Man konnte keine Strafe ausdenken, die er wirklich fürchtete, und das sprach er mit einer Freimütigkeit aus, die es unmöglich machte, ihn zu quälen: „Schläge sind vielleicht das einzige, was helfen würde,“ sagte er selbst. Aber das war gerade dasjenige Mittel, wo-

von ich mir bei seinem Charakter am wenigsten Erfolg versprach, denn ich erkannte schon früh die selbstquälerische Veranlagung und den Hauch von Märtyrertum in ihm.

Wie konnte man eine so fein angelegte Natur, mit so viel guten, schönen Eigenschaften und mit so viel passiver Kraft, befähigt, Außerordentliches zu dulden und zu tragen, zur glücklichen Blüte bringen? Er hatte kostbare Schönheiten in seiner Seele, deren Seltenheit ich kenne. Er offenbarte sie mir, der ich sein ganzes Vertrauen hatte, und ließ mich eine Vorstellung davon bekommen, wie wunderbar schöne, zarte und feine Regungen in ihm erblühten: in den ersten Frühlingstagen, beim Schauen leuchtender Kirchtürme, im Morgensonnenschein, beim Meeresbrausen und beim Rauschen des Regens im Laubwald. Aber er hatte nicht die Kraft, diese Heiligtümer seines Inneren in dieser rauhen Welt zu beschirmen und zu behaupten; auch vermochte er nicht, sie durch Äußerungen zu verstärken und geltend zu machen. Sein Körper war nicht immer krank, obschon eine Lungenentzündung, die er mit sechs Jahren bekam, uns eine Mahnung schickte, die andeutete, welches Organ am wenigsten widerstandsfähig bei ihm war. Damals schon zerriß es mir das Herz, seinem Kämpfen mit der Atemnot zuzusehen, und eine empörende Erbitterung erstand

in ihm, da er das Leiden nicht verdient zu haben glaubte. Alle hübslichen Worte, die ihm verboten waren, sagte er hintereinander als Protest gegen diese ungerechte Krankheit, und dieser erbitterte Kampf gegen die Ohnmacht seines Körpers dauerte bis in die allerletzten Monate seiner Leidenszeit, bis endlich die völlige Resignation und damit ein liebevoller Friede über ihn kam. Pauls Körper war kein gehorsames Werkzeug, wie er es nötig gebraucht hätte, um die Schönheiten seines Geistes aufrecht zu erhalten und zu schützen; und doch war er in mancher Hinsicht wunderbar zäh und stark. Wenn wir Touren machten zu Fuß, auf Schlittschuhen oder mit dem Rad, so war Paul kaum dazu zu bewegen, mitzukommen. Er war matt und schwerfällig beim Aufstehen, düster und mürrisch beim Anziehen und blieb auf dem Weg hinter uns anderen zurück. Aber dann, wenn wir müde wurden, begann er aufzuleben und Freude und Gefallen an der Sache zu bekommen. Und wenn wir des Abends nach einem schweren Tag das gesetzte Ziel erreicht hatten, dann war Paul munter und frisch und wollte nicht schlafen, sondern lieber den Spaß noch ein Weilchen fortsetzen, bis in die späte Nacht. Seinem Körper fehlte die Spannkraft, sowohl beim Ruhen als auch beim Erwachen. Ihm fehlten die normale Selbstregelung und die automatische Disziplin, die

allein sein Leben hätten erhalten können. Ging er früh schlafen, dann schlief er zwar lange und war kaum wach zu bekommen, aber nach dem Erwachen fühlte er sich noch lange matt und war düster und mürrisch. Ging er spät zu Bett nach einem anregenden Abend, dann stand er früh auf und war frisch und munter.

Wie alle feinsinnigen poetischen Naturen hatte er das Bedürfnis, Üppigkeit und Pracht um sich zu sehen; vor allem liebte er Festlichkeiten, um mit frohen, heiteren, geistvollen, liebenswürdigen Menschen zusammen zu sein.

Unsere Zeit kann leider dieses Bedürfnis meist nur in sehr niedriger und grober Art befriedigen. Wir haben Kirmesse, Volksfeste, Weltausstellungen, wovon wahrlich ein erwachsener kritischer Mensch wenig Erbauung und Anregung empfängt. Das Kind sieht allein den herrlichen Schein und fühlt so seine höchsten und edelsten Instinkte befriedigt. Es sieht die Pracht, die Fröhlichkeit, die Lebensfreude, wovon es in eigener Seele die Erwartung trägt, und bei einem empfindlichen und kindlichen Menschen, wie Paul, lebt der erste dieser Eindrücke fort. Noch, als er schon herangewachsen war, übten die Kirmesse, die gewöhnlichen, banalen Dorf-kirmesse mit ihrem Krimskram dem miserablen Musikgetön, mit ihren schlechten Düften und hop-

senden Pöbel einen großen Reiz auf ihn aus. Auf einmal aber schlug der Reiz um, als der Schein brach und er die schmutzige Rückseite erkannte. Danach machten diese Feste ihn traurig und schwermütig. Aber die großen Weltfeste, die Ausstellungen, wo es neben vielem Banalen und oft Häßlichen bei einem allgemeinen Mangel an geistiger Erhebung, doch immer etwas wirklich Schönes und Merkwürdiges zu sehen gab, und wo sich auf jeden Fall die riesenhafte Macht des aufblühenden Menschengeschlechtes in ehrfurchterweckenden Zeichen bemerkbar macht, die behielten für Paul allezeit ihre Anziehungskraft.

Dies war auch mein letzter Ausgang mit ihm, ehe er sein trauriges Sanatoriumsdasein begann. Paul verstand es, die Freuden des Lebens zu genießen, so fein und intensiv wie kaum ein anderer, und gerade durch seinen völligen Mangel an instinktiver Selbstbeherrschung, durch seine Geduld im Tragen körperlichen Ungemachs suchte er die Freuden und feierte er Feste, auch wenn sein Körper es nicht vertragen konnte, wenn andere es schon längst aufgegeben haben würden. Ich würde es nicht verschweigen, wenn ich wüßte, daß Pauls Drang zum Daseinsgenuß manchmal ihn bis zum Äußersten geführt hätte, denn das ist auch bei größeren Menschen geschehen, und es würde die

Glorie, die auf seinen letzten Lebenstagen lag, nicht verdunkeln können. Aber ich weiß so etwas nicht von ihm und habe auch keinen Grund, es zu vermuten.

Er war eine sehr sensitive Natur und empfänglich für jeden sinnlichen Reiz. Dabei ging seine asketische Neigung nicht ganz verloren. Alkoholische Betäubungen vermied er jederzeit, und in sexuellen Dingen war er keusch und streng gegen sich selbst. Er ließ sich wohl oft hinreißen von seiner Lust zum Scherzen und liebte die Witze über unsere menschlichen Schwächen und Körperlichkeiten, wovon George Sand in ihrer Biographie sagt, daß fromme Seelen niemals Anstoß daran nahmen. Aber er verachtete alle sexuellen Gemeinheiten und Unreinheiten. Über seine Herzensangelegenheiten ist es nicht meine Sache zu sprechen. Daß bei seiner Wesensart sich früh eine feine Empfänglichkeit für Liebe entwickelte, kann man leicht begreifen, aber es wäre seine eigene Sache gewesen, über sein Liebesleben zu schreiben. Viele, die ihn kannten, behaupteten, er sei ein großer Frauenverehrer. Davon ist so viel wahr, daß ihm der Verkehr mit Frauen edler Art eine unentbehrliche Stütze war. Gutartig und gefällig, wie er war, widerstrebte er auch ihren Reizen natürlich nicht; aber er mißgönnte sie auch niemand anderm. Eifer-

sucht kannte er nicht. Er war jedoch manchmal zu schwach, um das Entstehen einer Zuneigung frühzeitig genug zu unterdrücken, aber allezeit offenerzig und zu aufrichtig, um jemals ein Mädchen in irgendeiner Hinsicht durch Worte und Benehmen zu betrügen.

„Dies Leben voll kostbar schöner, zarter feiner Gefühle, voll Liebe und Kraft zur Selbstverleugnung, aber auch voll widerstreitender Neigungen ohne sichere Selbstbeherrschung, voll wankenden Gleichgewichts mußte ich führen, Vater soll mir den richtigen Willen geben,“ schrieb er vertrauensvoll und demütig, und keine Verantwortung hat schwerer auf mir gelegen. Diese Aufgabe ergab sich als zu schwierig. Sie ist mir nicht gelungen. Ich habe gefehlt. Und ich weiß nicht, ob ich mir den Trost geben darf, etwas dazu getan zu haben, ihm zu dem hohen Seelenfrieden, in dem er verschieden ist, verholfen zu haben. Ich weiß nur, daß er mir alles vergeben hat, hinüber in das bessere Leben nahm er nichts mit, als Liebe und Dankbarkeit.

III.

Paul sah, daß sein Vater kein Fleisch aß, und diesem Vorbild wollte er aus eigenem Antrieb folgen. Ich hatte in London bei Edward Maitland, dem Freund und Gehilfen von Dr. Anna Kingsford, das vegetarische Regime kennen gelernt, und es gefiel mir so gut, daß ich es von da an auch befolgte. Aber ich richtete mich nicht streng danach und erlaubte mir, alle Erzeugnisse von Milch und Eiern zu essen, sowie auch bei Gelegenheit etwas Fisch.

Ich für mein Teil empfand dieses schon als einen genügenden Fortschritt, wenn dadurch Schlachthöfe und ekelhafte Metzgereien überflüssig wurden. Dabei übte ich natürlich keinen Zwang aus auf meine Familie; aber als Paul in seinem siebenten Jahre ausdrücklich auch ohne Fleisch zu leben verlangte, gab ich seinem Verlangen nach. Er ging jedoch noch weiter als sein Vater und hielt das vorschriftsmäßige Regime mit größter Strenge. Er wollte auch keine Eier und nichts, was mit Fleischsaft oder tierischen Fetten zubereitet war, genießen. Es war ihm ernst, und es entsprach seinem empfindlichen Gemüt. Was man ihm auch vorsetzte, er wich nicht von seinem Prinzip ab, auch wenn er noch so hungrig war. Von einem so jungen Kind erfordert das eine außerordentliche Überwindung. Wenn Kinder, wie Goethe bemerkt, strenge Rigo-

risten sind, so unterliegen sie andererseits auch wieder sehr dem Druck ihrer Umgebung. Sich konsequent den Sitten ihrer Umgebung, der gesamten Menge, in der sie leben, zu widersetzen, fällt ihnen bei weitem schwerer als einem Erwachsenen. Man bedenke, was das bedeutet für einen Jungen von zehn bis zwölf Jahren, bei Freunden als Gast zu sitzen, oft teilzunehmen an dem einen oder anderen Fest mit großer Essenslust, mitten zwischen fröhlichen, scherzenden Kameraden, und dann konsequent allen Fleischgenuß abzulehnen, während man sich bemüht, ihn durch Spöttereien und Verhöhnungen zum Umschlagen zu veranlassen, dabei aber selber allemal zu kurz zu kommen. Aber Paul hielt Stand. Auch auf der Reise, wo sein Vater selbst die Strenge aufgab, die ihm durch die Umstände, die sie erforderten, zu lästig wurde. Er würde es bis zu seinem Lebensende durchgeführt haben, wenn ich nicht selbst, besorgt durch unabweisbare Symptome seiner wankenden Gesundheit, von allen Machtmitteln Gebrauch gemacht hätte, die mir seine Liebe und Ehrfurcht zugestanden. So verbot ich ihm einfach, diese Lebensführung mit Strenge weiter durchzuhalten. Die Vegetarier sollten ihn und mich preisen, um unserer Beharrlichkeit willen. Sie werden mich aber wahrscheinlich tadeln wegen meines furchtsamen Verbots. Ärzte und Heil-

kundige dagegen sagen, daß mein Verbot viel zu spät gegeben wurde, und machen mich wegen meiner Nachgiebigkeit verantwortlich für sein frühes Verschiden. Niemand, der nicht auch in demselben Zwiespalt verstrickt war, kann die schmerzliche Schwierigkeit der Lage begreifen.

Daß er sich später oder früher der Pflanzennahrung zuwenden würde, war bei seiner Veranlagung vorauszusehen, und ich dachte, dann lieber früher beginnen, da der Körper während des Wachstums anpassungsfähiger ist. Aber als die Störungen in seinem Organismus auffallend wurden, mußte ich es ihm wohl verbieten, und das war das Schlimmste für ihn nach soviel Kampf und Streit. Ich glaube nicht, daß die Krankheit, die seinen Körper verzehrt hat, die Folge von seiner langen vegetarischen Lebensweise war, denn zwischen der Ernährungszeit mit Pflanzenstoffen und dem Ausbruch der tödlichen Krankheit liegen Jahre guter Gesundheit bei gemischter Nahrung. Indes war der moralische Schlag für ihn das Ärgste. Auf des Vaters Verbot hin aufgeben zu müssen, wo jahrelanger Spott und Verführung ihn unbesiegbar gefunden hatten, das war eine bittere Niederlage. Er selbst empfand es so und sagte, daß seine sittliche Kraft gebrochen wäre. Es war nicht ganz richtig, aber das Gute in ihm, das sein Leben lang im Kampf

lag mit dem, was er das Böse nannte, hatte einen tüchtigen Knacks gekriegt. Die Lust, etwas von Anfang zu bekämpfen, die Quelle aller Fröhlichkeit und sittlichen Kraft, war ihm nach seiner unverdienten Niederlage, nach diesem heldenmütigen Streiten vergangen, und voll Schmerz fühlte ich meine Verantwortung, da er doch alles in kindlichem Vertrauen auf meine Weisheit getan hatte.

Wenig Grund zu Selbstvorwürfen fand ich dagegen in dem, was ich tat, seine unüberwindliche Abneigung gegen Schulgang und Unterricht zu bekämpfen. Ich glaube, das Resultat beweist, daß mein Verfahren bei einem Kind von Pauls Art wirklich das einzig richtige war. Ich nahm ihn weg von der gewöhnlichen Schule, wo er jeden Tag zu spät kam und folglich nichts lernte, und ließ ihn auf die Handwerkerschule nach Utrecht gehen, wo er Unterricht im Sägen und Hobeln erhielt, was ihm gefiel. Er bat selbst darum. Es glückte mir überdies, einen tüchtigen und zugleich freundlichen Menschen zu finden, dessen Autorität er sich unterstellte, und in dessen Familie er wohnen konnte. Das wirkte günstig. Die geregelte Handarbeit, die Strenge der Schulordnung und der freimütige Ton im Haus — das alles tat ihm gut. Die drei Jahre, die er auf der Handwerkerschule verbrachte, ist er nie zu spät zur Schule gekommen, was ihm früher

regelmäßig passierte. Er selbst empfand, daß er einer Zucht bedurfte, und war allein glücklich und zufrieden, wenn er unter freundlicher, aber strenger Leitung tüchtig arbeiten konnte. Dies wußte er genau, und nur unter solchen Bedingungen fühlte er sich wohl. Sie mußten bei ihm erst ergänzen, was seiner Konstitution fehlte. Aber auch da noch machte ihm seine zarte Seelenart Not. Jahre nachher, nachdem er die Handwerkerschule längst verlassen hatte, wurde er noch hier und da durch einen Angsttraum gequält, worin er träumte, er mache sich zurecht, um zur Handwerkerschule zu gehen. Aber er kam nicht fort, und Todesängste folterten ihn, daß er zu spät kommen würde. Welch ein Beweis der Anspannung, die es ihn jedesmal gekostet haben mußte, pünktlich zu sein!

Paul sah einst auf einem Kirchhof einen Grabstein von einem 18jährigen Jungen. „Armer Junge,“ sagte er, „nun ist er ganz umsonst zur Schule gegangen.“ Die sonderbare Art, wie Pauls Natur auf Schulgang und Schulzucht reagierte, scheint mir für den Pädagogen merkwürdig. Er war nicht arbeitsscheu. Arbeiten machte ihm Vergnügen, auch verlangte er nach Erziehung, aber die Arbeit mußte mit seinem Begriff von gut und nützlich übereinstimmen und die Erziehung eine freundliche, allgemein brüderlich befolgte Regel sein, kein

persönlicher Zwang. Durch Zwang war er nicht zu beugen. Hätte ich es durchgesetzt, ihn zu dem verhassten Schulgang zu zwingen, so hätte ich ihn einfach vernichtet und gebrochen. Er ließ sich willig brechen, aber nicht beugen. Er reagierte auf Liebe, nicht auf Zwang. Nach dreijährigem Schulunterricht wußte Paul von der französischen Sprache so gut wie nichts. Auf der Handwerkerschule werden keine fremden Sprachen gelehrt. Da begann Paul, sie aus eigenem Antrieb zu studieren, und er lernte sie so schnell, daß er bald ebenso weit war wie seine Altersgenossen auf der H. B. S. Daß seine Mitschüler auf der Handwerkerschule meistens Kinder ärmerer Leute waren, störte ihn nicht im geringsten.

Es lag in seiner Art, mit Armen genau so umzugehen wie mit Reichen. Er fühlte sich zu Haus bei allen einfachen, herzlichen Menschen und gab nichts auf den konventionellen Standesunterschied. In seinem blauen Kittel mit Sandalen schlenderte er unbekümmert mit seinen Freunden aus der Handwerkerschule durch Utrecht. Von ihm hörte ich die nicht belanglose Tatsache, daß er den Ton in den Gesprächen der Arbeiterkinder viel reiner fand als den der anderen Kinder höherer Stände. Doch nach drei Jahren begann er zu fühlen, daß er etwas in sich hatte, was seinen Schulkameraden abging.

Über die konventionellen Standesunterschiede konnte er lächelnd hinwegsehen, über die realen nicht. Im Handwerklichen konnte er gerade eben mit ihnen Schritt halten, aber absolut nicht glänzen, und er fühlte doch eine geistige Überlegenheit, die nicht zu ihrem Recht kam. Dieses Gefühl trieb ihn zum Studieren. Der absolut ungelehrte, unwillige Schüler von früher wurde ein fleißiger Arbeiter, der sich eine Masse allgemeiner Kenntnisse zu eigen machte, die ihn für den Mangel an Schulunterricht allmählich entschädigte. Seine Auswahl von Lektüre war für einen Jungen sehr ungewöhnlich. Alle Jungenbücher ließen ihn uninteressiert. Er hielt nichts von Kriegsgeschichten, noch von Romanen, die sein Vater in seiner eigenen Jugend massenhaft verschlungen hatte. Er war mehr dafür, ein oder das andere dicke zähe Werk langsam und sorgfältig durchzuackern. Der einzige Roman, den er aufs höchste bewunderte, war Viktor Hugos „Misérables“. „Dieses Buch möchte ich wohl selbst geschrieben haben,“ sagte er mir einmal.

Weiter liebte er Bücher über Kunst und Kunstgeschichte, das Alte und das Neue Testament in der Leidschen Übertragung, das Leben Buddhas, des St. Franziskus, das der Weisen und Propheten von Israel; ferner alles, was mit seinem eigentlichen Beruf, Zeichenkunst und Architektur, zu tun hatte.

Gedichte las er wenig, nicht deshalb, weil er kein Gefühl für ihre sprachlichen Schönheiten besaß, aber er begriff, daß er noch nicht reif genug dafür sei; und war zu gewissenhaft, um sie oberflächlich zu lesen.

In ihm war ein sonderbares Gemisch von Nachlässigkeit und Gewissenhaftigkeit. So konnte er keinen Brief schreiben, ohne Silben, ja oft ganze Worte zu überschlagen. Aber in seinen Zeichnungen war er reinlich und sorgfältig. Seine liebste Beschäftigung war Aufräumen, eine unordentliche Sache um die andere zu säubern und in Ordnung zu bringen. Bis zum Letzten seines Lebens war er peinlich sauber und sparsam. Wäre er gesund und stark geblieben, so hätte er sich durch weiteres Studium ausgezeichnet verdient machen können als Direktor der einen oder anderen Kunstsammlung. Er war ein geborener Sammler. Als kleiner Junge schon wußte er in jeder Familie um Altertümer zu betteln, in genau derselben Weise, wie sein Großvater zwanzig Jahre vor seiner Geburt das Kolonialmuseum zu Haarlem zusammengebetzelt hat. Paul hatte einen großen Kasten voll Kuriositäten, ein Heiligtum, zu dem er niemanden zuließ, später erst entwickelte sich in ihm der feine ästhetische Geschmack für echte Kunstwerke, wie auch der Trieb, sie in verborgenen Ecken aufzu-

stöbern. Kaufmännische Umsicht war ihm dabei nicht zu eigen.

In den letzten Jahren seines Aufenthalts in Utrecht traten die Anzeichen auf, die mich wegen seiner Gesundheit unruhig machten, und die die Veranlassung waren, die vegetarische Diät aufzugeben. Mit diesen mehr physischen Anzeichen gingen meist Stimmungen Hand in Hand, die mich oftmals fürchten ließen, daß er mit Selbstmordgedanken herumginge. Das war in der Tat der Fall, wie er mir später bekannte. Ich habe Grund für den tröstenden Gedanken, daß er damals standhielt, nur weil er an den Kummer dachte, den er mir durch eine solche Tat bereiten würde. Später, als die Selbstmordgedanken noch in weit stärkerem Maße zurückkamen, in der ersten Zeit seiner letzten Krankheitsperiode, hielt mein unmittelbarer Einfluß und mein freundlicher Zuspruch ihn davon zurück, und wie haben wir Ursache gehabt, dafür dankbar zu sein!

Einmal, als wir wieder einen vergnüglichen Eisausflug unternahmen, wozu der arme Paul in aller Hast noch herbeigeschleppt werden mußte, saß er in der Eisenbahn mit einem unaussprechlich traurig sinnenden Gesichtsausdruck, daß uns anderen die Tränen in die Augen kamen. Als ich später fragte: „Paul, woran dachtest du in

dieser halben Stunde?“ antwortete er: „Ich dachte, daß die Toten es doch wohl viel besser haben müssen, als wir, weil sie so selten hierher zurückkehren.“ Damals muß er ungefähr fünfzehn Jahre gewesen sein. In einem Brief aus jener Zeit finde ich diesen Satz: „Je glücklicher ich bin, je mehr kann ich trauern.“ Hier offenbart sich klar die Gegensätzlichkeit, die das Leben aller mystischen und feinfühligen Naturen kennzeichnet. Diese Befriedigung beim Leiden, die Unzufriedenheit, wenn es an Schmerz und Mißgeschick mangelt. Deshalb begriff Paul so gut das Leben von Buddha und St. Franziskus! Seine Art war christlich von Natur, ohne jegliche angelernte Konvention. Dabei war sein Trost, daß alle Dinge vergänglich waren. Als einmal einer seiner Freunde, ein Heraldiker, ein Phantasiewappen für ihn zeichnete und ihn fragte, was für eine Devise er wünschte, sagte Paul als Motto: „Es dauert nur einen Augenblick“ (*t is mary effentjes*).

IV.

Paul soll es mir vergeben, wenn ich nicht alle diese Seltsamkeiten seines Lebens richtig ausgelegt habe. Er selbst prüfte sich und sein Leben sorgfältig und versuchte es wohl auch in Worten zu schildern. Aber tiefe Ursprünglichkeit läßt sich nicht beschreiben. Der kleinste Teil von dem, was in ihm vorging, kam ans Licht, aber darunter auch gottlob das Schönste und Kostbarste bei seinem Lebensende.

Auf die drei Jahre in Utrecht folgten drei Jahre in Haarlem, wo er die Kunstgewerbeschule besuchte, und die wohl die glücklichsten seines Lebens gewesen sind. Er schätzte die Stadt und die Umgebung, und seine Arbeiten auf der Schule gingen gut voran. Nach seiner Niederlage als Vegetarier empfand er eine merkwürdige Veränderung. Der Künstler in ihm bekam das Übergewicht auch in seiner Lebensführung. Er bekam Dandyneigungen, der blaue Kittel wich der Samtjacke, die Sandalen den Lackschuhen, er besuchte Bälle, spielte Tennis, rauchte Zigaretten aus eleganten Etais und sammelte eine ganze Kollektion buntfarbiger Krawatten. Die weltlichen Neigungen der Mystiker, die sinnliche Freude, die eigene Person so schön und harmonisch wie möglich zu machen, wurden in ihm lebendig. Abgesehen von der unüber-

windlichen Schwierigkeit, sie zu verwirklichen bei einem so ungleichmäßigen und so rastlosen Kulturzustand, wie der gegenwärtige, bei einer so großen Mehrheit von Bedürftigen und Gebrechlichen, geistig und physisch, abgesehen davon, ist diese Neigung, natürlich, gut und edel. Aber das Nachgeben dieser Neigung bleibt für den hoch- und feingeistig Organisierten ein mißliches Ding. Das Äußerste, wohin ein Franz von Assisi trieb, mag verwerflich sein und absurd; es hat einen tief realen Grund! Ich meine, daß die Psychologie der Zukunft nicht lange ohne die Hypothese von dämonischen und satanischen Einflüssen auskommen kann. Das soll nicht bedeuten, daß man, wie im Mittelalter, an den Teufel und sein Gefolge glauben soll, aber die Worte dämonisch oder satanisch sollen wir gebrauchen für die Ereignisse, die den Schein haben, als würden sie von moralisch minderwertigen Personen verursacht. Inwieweit solche Wesen ein unabhängiges Bestehen haben, kann bei der Hypothese unentschieden bleiben. Es steht jedoch fest, daß bei zart organisierten, poetischen und oft bei künstlerischen Naturen Dinge geschehen, die man am besten damit bezeichnet, daß man sagt: Es scheint, als ob niedrige, liederliche, bösertige, dämonische Mächte sie verursachen. Man erlebt es in Kunst und Literatur, man sieht es im Seelen-

leben von Menschen, wie Paul. Wenn Paul innerlich im Gleichgewicht war, wenn er Frieden und Ruhe in sich hatte, dann war er liebevoll, sanftmütig, zartfühlend und äußerst liebenswürdig. Jeder, der ihn in seinen heiteren, fröhlichen Stunden kannte, unterlag der Anziehungskraft seines Wesens. Er war dann ein durch und durch lieber Junge, und manche haben ihn nie anders gesehen. Aber die Fröhlichkeit konnte umschlagen in eine bittere, störrige Dürsterkeit, seine Sanftmut in eine unbegreifliche Heftigkeit, das Zarte in Grausamkeit. Man begreife dies wohl, wirklich bösertig war Paul nie, und die Grausamkeit richtete er vor allen gegen sich selbst. Aber es ist eine Tatsache, die ich um der tiefen Lehre willen, die man daraus ziehen kann, nicht verschweigen darf, und die Paul in seiner Ehrlichkeit wohl auch nicht verschwiegen haben will, daß er in bösen Augenblicken wirklich grausame Dinge tun konnte. Er hat einst in der Wut eine kleine Katze durch das Zimmer geworfen, er, der so freundlich und gut war mit allen Tieren. Der Psychologe weiß genau, wie Zartgefühl und Grausamkeit dicht beieinander wohnen gerade bei fein organisierten Ausnahmaturen.

Am deutlichsten kamen die dämonischen Einflüsse in seinen Träumen an den Tag, vor allem in der ersten Zeit seiner Krankheit. Die Traumwelt

ist doch das beste Arbeitsfeld für das Spiel der Dämonen. Dann ist der Geist aus seinem Zusammenhang gebracht, und eben, wenn der Geist unklar wird, ist er wehrlos gegen Verführungen. Pauls gewöhnlicher Traum in seinen düsteren, trüben Perioden war Mordvorstellungen. Er, der Friedliebende, der auch als Knabe nie Rachsucht und Streitsucht zeigte, dem das übliche Interesse, das jeder Schuljunge für Jagd und Kriegsspiel hatte, fehlte, träumte Nacht für Nacht von Mordgeschichten, in denen er selbst die Heldenrolle spielte. Weder seine Eigenart, noch seine Umgebung, noch seine Lektüre konnten dafür verantwortlich gemacht werden. Er las keine Romane, er hatte keinen Verkehr mit streitsüchtigen und böartigen Menschen. Schreckenerregend waren für mich diese Träume, die er mir auch ehrlich jedesmal erzählte. Oftmals mußte ich an Raskolnikoff denken, diesen Ausnahmemenschen, so scharf durch Dostojewski gezeichnet, bei dem der Dämon in Wirklichkeit ausführen ließ, was Paul nur im Traum vorgespiegelt wurde. Raskolnikoff war nicht, wie es Dostojewski geschehen läßt, das Opfer seines Größenwahns, der ihn durch Grübeleien verleitete, sich über das Gesetz zu stellen. Er war ergriffen von der dämonischen Anziehungskraft, von dem Unmenschlichen und Blutdürstigen. Die Be-

schreibung ist so genau, daß sie keinen Zweifel zuläßt. Und wie die Zarten, Friedlichen der Anziehungskraft des Abscheulichen, Grausamen unterliegen, so können die feinfühlig Poetischen, die Schönheits- und Wahrheitssucher überwältigt werden von der Anziehungskraft des sexuell Leichtfertigen, Unreinen.

Der fromme Jan Luijken (Holländischer Dichter und Maler aus dem 17. Jahrhundert) bekannte dies deutlich genug, und Oskar Wilde ist ein treffendes Beispiel neuerer Zeit. Die Rettung kann alleingesucht werden in der aktiven Frömmigkeit, in rastlosem Streben und gläubigem Vertrauen auf die göttliche Führung. Bei Jan Luijken finden wir diese Umkehr deutlich in seinen poetischen Aussprüchen. Er war ein Frommer im weitesten Sinn, kein kirchlich dogmatisch Gläubiger, aber einer, in dem der Glaube rein und ursprünglich lebte. Die Rettung von Oskar Wilde ist noch merkwürdiger und erhabener. Durch die tiefste Erniedrigung steigt er in seinem „De profundis“ zu der Höhe eines glorreichen Lebens, wie er es nie in seiner glücklichsten Zeit erreicht hat. Niemand hat schöner und echter über Jesus geschrieben als Oskar Wilde, der wegen der größten Unsittlichkeit in der Gefangenschaft lebende, sich selbst gänzlich demütigende Dichter. Auch Paul wurde von dämonischen Anfechtungen

durch echtes aufrichtiges Gottvertrauen gerettet. Das ist die höchste Lehre aus seinem kurzen, einfachen Leben, und darum ist das Gedächtnis an ihn wert, festgehalten zu werden. Durch ihn habe ich auch gelernt, wie wenig es ausmacht, in welchen Worten und Gebräuchen man seinen Glauben ausdrückt und ihn untereinander versteht. Ich hatte meinen Kindern Unterricht geben lassen durch eine der orthodox-protestantischen Kirche angehörenden Freundin, deren Frömmigkeit ich als echt und rein kannte. Paul hatte davon das Nötige angenommen, ohne sich durch die Terminologie abschrecken oder irreleiten zu lassen. Ich lasse hier folgen, was er in seinem 17. Jahr in sein Tagebuch schrieb, nachdem er ein Gespräch über das Beten geführt hatte. Jemand hatte ihm geraten, abends alles, was er getan und empfunden hatte, Gott zu berichten:

„Dies ist für mich sehr schwer,“ schrieb Paul. „Ich kann das nicht tun. Es ist etwas, was wir nicht kennen, und das sich in allen Dingen äußert. Ich kann nicht an einen Gott glauben, das ist mir zu oberflächlich. Wir sind ein Teil eines großen Wesens, das wir zusammen ausmachen, und das wir in uns tragen. Der eine hat mehr Kraft als der andere. Wir alle sind verschieden und doch alle dieselben. Der eine ist begabt, der andere un-

begabt, und doch sind es alle Menschen. Es gibt Missetäter, Mörder, Christen, Juden, Heiden, Mohammedaner, Chinesen, Japanesen, Malaien, Katholiken und Protestanten. Wer unter diesen soll wohl recht haben? Wir haben eine Bibel, ein prächtiges Buch, aber die Chinesen haben auch ein Gottesbuch, und sie haben auch recht. Alle sind wir verschieden, keiner denkt dasselbe. Alle wünschen wir zu wissen, und wir wissen nichts. Es ist nur ein Ding, das wahr ist, und das ist die Pflicht. Wir müssen, um wahr zu sein, einem Instinkt folgen, der uns den richtigen Weg zeigt. Wenn wir das tun, dann handeln wir recht. Wie wir es nun nennen, ob römisch oder protestantisch, was tut es dazu? Wenn es nur die Wahrheit ist. Bete du ruhig des Abends, sprich nur laut; denn du tust nicht recht, wenn du aufhörst. Ich für mein Teil habe kein Bedürfnis dazu, aber keiner von uns beiden handelt deshalb schlecht. Geradeso gut, wie jeder seinen Vater und seine Mutter liebt, weil es eben sein Vater und seine Mutter ist, trotzdem sind tausend Eltern, die wir nicht lieben, und da handeln wir doch auch nicht unrecht.“

Man kann dies eine primitive Anschauung nennen, aber es kommt mir vor, als ob man mit viel mehr tietsinniger Gelehrsamkeit und Sprachgewandtheit doch eigentlich kaum besser antwor-

ten kann auf die bedeutendsten und schwierigsten Lebensfragen.

Etwas später schreibt er: „Ich will nicht beten; denn ich will nicht abergläubisch sein, aber ich will bitten um Stärke. Gibt es eine Macht, die mich beschützt und leitet? Dann wünsche ich, daß sie mir Kraft und Stärke gebe und Weisheit. Ich habe noch viel nötig und will mein Bestes dazu tun, aber Kraft tut not, und die habe ich nicht. Wann soll ich Klarheit bekommen?“

Ein paar Jahre später bricht er sein Tagebuch ab mit dem traurigen Seufzer: „Das Leben ist voll Wehmut. Es ist, als ob ich die Traurigkeit suchte. Ich fing an, auf Besserung zu hoffen, doch stets verfolgte mich das Unglück. Glücklich oder nicht; des Leids bedarf ich.“

V.

Es ist nicht nötig, Pauls Krankheitsverlauf ausführlich zu erzählen. Er ist das Schicksal von Tausenden, die mit einer so gebrechlichen Konstitution geboren werden wie die seinige, und denen die Mittel oder die Pflege mangeln, um den Körper vollständig gegen die Anfälle dieser Lebensfeinde zu schützen. Er wäre vielleicht erhalten worden in einem Leben voll Ruhe und Wohlstand und geleitet von größter Vorsicht; aber er war nicht vorsichtig. Es fehlte ihm der gesunde Instinkt, der die innere Heilkunde beinahe überflüssig macht, wenn er systematisch und vollkommen entwickelt ist, und der in den allgemeinen Unterricht einbezogen werden sollte! Paul fühlte es nicht, wenn seine Konstitution bedroht wurde durch Kälte oder Wärme, Abspannung oder schlechte Ernährung. Wenn er es endlich fühlte, weigerte er sich, auf diese Warnung zu hören.

Bei der ersten Aufführung „der Idealisten“ (Lustspiel von mir) 1908 zog er sich in den zugigen Gängen des Schauspielhauses eine Lungenentzündung zu, gerade als ich wegen einer langen Auslandsreise ihn verlassen mußte.

Nach seiner Genesung ging er als Schüler auf das Royal College of Arts; da entwickelte sich in der düsteren Stadt der Nebel bei schlechtesten Ernährung

und harter Arbeit eine chronische Lungenaffektion. Nach zweijährigem Aufenthalt in Holland und der Schweiz, wo er nur seiner Gesundheit lebte, fühlte er sich genesen und wollte wieder an die Arbeit. Er ging nach Dresden auf die Kunstgewerbeschule.

Als die Krankheit 1911 sich von neuem zeigte, wollte er es nicht zugeben, warnte uns nicht und konsultierte auch keinen Arzt, aus Furcht, er müsse seine Arbeit wieder niederlegen. Seine Müdigkeit wollte er nicht fühlen. Sonntags unternahm er, statt zu ruhen, lange Spaziergänge. Als ich ihn im Mai besuchte, fand ich seinen Zustand sehr ungünstig, er mußte deshalb sofort ein Sanatorium aufsuchen. Dort kämpfte er zwei Jahre lang.

Der Herbst 1911 brachte geringe Besserung und Hoffnung auf Genesung, die jedoch im Winter durch einen neuen Anfall zerstört wurde. 1912 brachte ich ihn nach Hause. Und nun dieses Warten, Warten im langen, vergeblichen Kampf. Am schlimmsten war sein seelisches Leiden. Die Zeiten der Niedergeschlagenheit, der Dürsterheit und Depressionen fürchtete er mehr als alles andere, und auch für uns war dieses Mit-ansehen-Müssen am traurigsten. Dann hatte er nicht nur gegen die Krankheit zu kämpfen, sondern auch gegen die Neigung zum Selbstmord. Er war entschlossen und hatte es mir versprochen, diese Nei-

gung mit aller Kraft zu unterdrücken. Er hat sein Wort gehalten, nicht allein um meinetwillen, sondern weil er das Leben liebte und den Selbstmord verachtete. Der Widerstreit und der Wechsel in seinem Gemütszustand waren wunderbar. In guten Zeiten genoß er sein Leben, selbst das traurige, eintönige, hilfsbedürftige Leben in dem Sanatorium, intensiv. Er fand dann alles prächtig und angenehm, war dankbar für seine Vorrechte, für gute, sorgfältige Pflege, für Freundschaftsbeweise, Krankenbesuche und Lektüre. Aber dann fiel er wieder zurück in tiefen Trübsinn, freute sich, wenn sein Gewicht abnahm, und hoffte, daß die Medikamente, die man ihm verabreichte, nichts wirken würden.

Als ich ihn einst zur Geduld ermahnte, entrang sich ihm der bittere Ausruf: „Es muß.“ Die Antwort ist so treffend und deutlich: Was nützt uns Geduld oder Ungeduld, eine unerbittliche Macht beherrscht uns; wir müssen.

Aber in ruhiger, zufriedener Stimmung äußerte Paul: „Wenn meine Krankheit nur wie ein Fontanell wirken würde, so daß anderen dadurch geholfen wird.“ Dies war die Christusidee, die ihn beständig erfüllte: Sein Leiden ein Opfer, durch das größeres Leiden geheilt wird. Das Fontanell, die künftige Wunde, wodurch größere Schmerzen, erleichtert, ein Übel geheilt wird. Dies bezog er

auf sich selbst und die leidende Menschheit in mystischer und unergründlicher Weise. Er fühlte etwas von dem Leiden des Gekreuzigten in sich.

In seinen guten Stunden, in denen er auch noch regelmäßig lesen konnte, schuf sein Geist fortwährend Pläne für sich und andere. Ich habe manchen guten Rat von ihm empfangen betreffs meiner eigenen Angelegenheiten. 1911, kurz nach dem heftigen Sturm vom 30. September, durch den das Fischerdorf Bruinisse heimgesucht wurde, hatte ich ihm meine Broschüre „An die Pfadfinder“ gesandt. Hier seine Kritik: „Es ist ein gutes und hübsches Schriftchen, was du geschrieben hast, du hast ihnen das Gute und Böse klargelegt, aber es ist sehr schwer, aus etwas, welches das Gute und Böse bezeichnet, ein Gebot zu machen, vor allem für zartfühlende Kinder, die guten Willens sind. Der Pfad muß gesucht werden, du hast ihn jedoch auf die große weite Fläche der Wahrheit und Wissenschaft verlegt. Nach jeder Seite kann man gehen. Überall ist er eben und gangbar. Alle Hindernisse sind weggeräumt, weil wir wissen, daß es der rechte Weg ist. Doch welches Bein müssen wir nun aufheben, wer geht voran, und welchen Weg sollen wir gehen?“

Das Unglück zu Bruinisse gab mir Veranlassung zum Nachdenken, weil es zusammenfällt mit dem Militärgesetz. Wenn der Kriegsminister Colyn

seinen Antrag so stellen würde: Die Soldaten sollen herangezogen werden zu Arbeiten an öffentlichen Werken und zum Wasserbau. Sie sollen alle zwei Jahre dienen. Die jungen Leute würden nicht allein wehrpflichtig werden und zu einer Armee vereinigt, sondern führten zugleich ein Handwerk aus. Es könnte richtig verteilt werden. Man würde Reichsarbeitsplätze anlegen, die Fachleute als Werkführer, die Kaufleute und Söhne der Wohlhabenden, deren Hände nicht an Arbeiten gewöhnt sind, als einfache Arbeiter. Die Löhne könnten erhöht werden, und so sind die Militärabgaben nicht ins Wasser geworfen. Das Heer, wie es war, bleibt eine Mordschar (das bleibt es, solange die Welt noch unvernünftig ist), doch gleichzeitig schützt es das Land, hilft im Unglück, schützt die Armen und dient der Allgemeinheit. Fühlst du, was ich meine? Das Heer wird dann eine soziale Schule, unentbehrlich für alle. Die Feldzüge und militärischen Übungen sollen die Kraft des Körpers erhöhen und erhalten. Die Unkosten werden durch die gemeinschaftliche Arbeit gedeckt. Wäre das schon so gewesen, Bruinisse hätte weniger gelitten. Ein Heer, dessen Truppen in den verschiedensten Berufen geschult ist, das sofort die Deiche verstärkt und erneuert, die Schiffe rettet, die Häuser aufbaut, alle Not lindert,

mit geringen Kosten. Das nötige Kapital zur Unterstützung wäre unbedeutend gewesen, und das Volk hätte die Unentbehrlichkeit eines stehenden Heeres doppelt empfunden. Gerade Holland ist ein Land, das, weil es wenig Geld und viel Arbeitsgelegenheit hat, ein solches Heer gut gebrauchen könnte. Der gewöhnliche Arbeiter wird nicht dadurch geschädigt, wenn das Heer die Arbeit leistet, denn es geschieht alles nur zu des Landes Vorteil. Und dann könnten wir noch vieles, das wir jetzt aus dem Ausland beziehen müssen, durch unsere eigenen Soldaten, die doch nun einmal da sind, anfertigen lassen. Das Geld für unser Heer käme dann wieder zu uns zurück, und wir behielten unsere Streitkräfte. Holland ist gerade groß genug, um dies einmal auszuprobieren. Hiermit basta. Mir geht's gut, ich liege bis $\frac{1}{2}$ 4 Uhr in der Liegehalle und wende mich wie eine Sonnenblume immer nach der Sonne. Ich liege, gottlob, allein. Ich habe Franziskus zu Ende; nun lese ich Napoleon. Du mußt die Dinge von zwei Seiten besehen."

Dieser Entwurf des ohnmächtigen Dulders ist gewiß gut und ausführbar. Daß dies nichts ganz Neues ist, konnte er nicht wissen, bei ihm ist es originell und charakterisierend für seinen praktischen Idealismus, seinen umfangreichen und liebevoll spendenden Geist.

VI.

1910 sagte Paul zu guten Freunden, daß er nur noch zwei Jahre zu leben habe, und als er von den unheilvollen Voraussagungen des Jahres 1913 hörte, die im März ihren Anfang nehmen sollten, sagte er:

„Im März 1913 werde ich wohl sterben,“ doch hat er noch wenige Tage vor seinem Hinscheiden von Besserwerden gesprochen und auch geduldig und vertrauensvoll alles getan, was ihm geraten wurde, um sein Leben zu verlängern. Nie sprach er mit Furcht über den Tod, aber in der letzten Periode seiner Krankheit, als die Schwermut und Bitterkeit von ihm abfielen, kam die Empfindsamkeit und die Erinnerung an all das Schöne und Gute, und das Verlangen nach den Herrlichkeiten, die er noch so gern genießen wollte. „Wie wird das herrlich sein, wenn ich besser werde,“ sagte er noch in der allerletzten Woche, als er ebensogut wie wir wissen mußte, wie es um ihn stand. Aber je näher und unvermeidlicher das nahe Ende schien, um so fröhlicher und sanfter war er gestimmt. Die düsteren, trübsinnigen Stimmungen verschwanden, und all das Bittere, Störrige und Unangenehme seines Wesens fiel ab von ihm. Das Leiden klärte und läuterte ihn. Er wurde ein Bild der Sanftmut und Geduld. Man muß es nicht so

auffassen, daß er sich nach dem Tod sehnte und sich auf sein Nähern freute, so, wie das wohl in schwermütigen Stimmungen vorkam, — nein, er wünschte sich den Tod absolut nicht mehr. Seine Jugend, sein ganzer normaler, lebensfroher Mensch sträubte sich dagegen. Er war voller Interesse für das, was in der Welt vorging. Er machte auch Pläne für den Sommer und für die Zukunft, aber er kannte auch alle Syntome seiner Krankheit durch den langen Aufenthalt im Sanatorium. Er wußte, welche Erscheinungen das nahe Ende ankündigten, wann alle Hoffnung aufgegeben werden muß; und dann kam die tränenreiche Betrübnis, das stille Leiden, das wohl weniger schwer zu ertragen ist als der bittere Trübsinn, aber für die Umgebung nicht minder angreifend war. Ich habe Paul wenig weinen gesehen in seinem Leben, es lag nicht in seiner Art, in seinen düsteren Stimmungen kamen ihm keine Tränen. Dann war er trotzig und hart, und, waren diese Stimmungen vorüber, dann war er mit allem zufrieden und übergücklich. Einmal, kurz nach seiner Kindheit, als er hörte, daß er ein Lungenleiden habe, sah ich zwei große Tränen über seine Wangen rollen, denn er begriff, daß seine gesunden Tage nun vorüber waren. In den letzten Monaten seines Lebens waren Tränen bei ihm sehr häufig, und manchmal brach er in Schluchzen aus,



wenn er sich selbst und andere nicht mehr betrügen konnte, wenn er begriff, wohin dies alles führte. Es war herzerreißend, dies anzusehen, gerade weil man ihn so selten weinen sah, aber es zeigte die fortschreitende Reife seiner Seele. Dies war ein natürlicher Zustand, wie es einem jungen, zarten, lebensstarken Gemüt entsprach. Die fremde, wilde, dämonische Härte und Unfreundlichkeit war hinweggeschmolzen. „Ich will wohl sterben,“ sagte er dann, „aber ich will nicht so lange hilfsbedürftig liegen.“

In dieser Zeit hörten die Mordträume auf. Er träumte jetzt viel von Schweben und Fliegen, aber auch, daß er machtlos sei, sich zu erinnern, daß er krank daliege, gebunden an den gebrechlichen, hilflosen Leib. Damals lernte er auch beten. Er lernte es selbst und lehrte es mich. „Wenn der gute Gott mir nur helfen wollte!“ rief er aus. Es war weder für ihn selbst, noch für mich etwas Unnatürliches oder Unechtes in diesem kindlichen Ausruf. Für mich, der ich so vielen Fremden durch die Macht der Suggestion geholfen hatte, war es besonders hart, ohnmächtig dazustehen, wo ich am liebsten geholfen hätte. Ich fühlte mich nicht imstande, bei ihm auf andere Weise psychisch zu wirken als durch Gespräche. Als er mich aber bat, für ihn zu beten in diesen großen, ernsten Stunden,

da tat ich es, und ich konnte beten, es stärkte ihn und gab ihm Erleichterung, das ist zweifellos. Er bekam zuweilen des Abends eine Morphiumeinspritzung, um die Schmerzen und die Beklemmungen zu beheben, doch er fürchtete in den letzten Tagen sehr den Schmerz des Nadelstichs. Früher war er nicht im mindesten empfindlich, je mehr er sich jedoch dem Ende näher fühlte, um so mehr verschärften und verfeinerten sich in ihm alle sinnlichen Wahrnehmungen in hohem Maß. Diese merkwürdige Erscheinung erkläre ich so, daß der Geist sich auf neue Art unabhängig vom Leib lösen will und bei dieser Aufgabe jede Störung von außen heftig empfindet und so viel wie möglich vermieden haben will. Deshalb erschreckte ihn jede kleinste schmerzliche Berührung, und er bat mich, des Abends lieber für ihn zu beten, was doch nichts anderes ist als eine edlere Form der Suggestion. Das half ihm dermaßen, daß wir die Injektionen unterlassen konnten, ja daß es mich selbst mit hoffnungsfrohen Gefühlen erfüllte, denen jede wissenschaftliche Begründung fehlte.

VII.

Es ist die Hauptaufgabe meines kleinen Buches, begreiflich zu machen, daß es durchaus nicht gleichgültig ist, wie man stirbt. Ich glaube, es ist Ruskin, der irgendwo das menschliche Leben in Perioden verteilt, als letzte Periode nennt er das Sterben, das ein, ja oft auch sechs Jahre Zeit erfordert und den Charakter eines langsamen Erlöschens oder Abblühens trägt. Mir erscheint es ganz anders. Für die meisten Menschen mag es wohl so sein, aber dann ist auch noch nicht die höchstmögliche Entwicklung des Individuums erreicht. Dann ist es kein wahres, menschenwürdiges Sterben. Das wahre, menschenwürdige Sterben, die Euthanasie, ist nicht allein ein Abbruch, sondern zugleich ein neuer Aufbau als Vorbereitung für den Übergang; und bei Paul, dem jungen Menschen, sah ich diesen Prozeß auf wenige Wochen verkürzt und zusammengedrängt, der bei gesunden, sich ganz auslebenden Menschen viele Jahre ausfüllt. Es ist ein neues Konzentrieren und Reorganisieren der seelischen Kräfte, die nicht ganz abhängig sind von dem Körper. Pauls Körper wurde allmählich fast untauglich, kein Organ war zuletzt noch übrig, das richtig funktionierte.

Gemäß der Lehre, die den Geist als ein Produkt des Leibes betrachtet — und diese gedanken- und

sinnlose Anschauung kommt noch häufig genug vor —, müßte auch ein langsamer Rückgang aller Geisteskräfte erwartet werden, von dem Höchsten und Feinsten ausgehend, sobald der Körper in das Stadium des Verfalls eintritt. Aber Pauls Geist wurde tatsächlich gesünder, feiner organisiert und tiefer in der Konzentration, höher im Gefühl und edler im Charakter, je mehr der körperliche Verfall fortschritt. Es hörten nur die den Körper erhaltenden Funktionen langsam auf. Oft habe ich darüber nachgedacht: Was ist in uns an die stofflichen Werkzeuge körperlich gebunden, und was kann der Leib entbehren? Nie habe ich die Grenzlinien so scharf und deutlich finden können als bei Pauls Übergang. Lesen und Schreiben konnte er in den letzten Monaten nicht mehr, auch zu vieles Sprechen ermüdete ihn, vor allem fremde Sprachen. Aber aus seinen kurzen, geflüsterten Bemerkungen ging hervor, daß er sich an alles scharf erinnerte. Seine Aufnahmefähigkeit und sein Gefühl verschärften und verfeinerten sich.

Das erste Zeichen von seinem Übergang war, daß er jeden Zierat und Schmuck aus seiner Umgebung wegnehmen ließ. Er sagte, daß ihn das ermüdete, aber es war doch noch etwas Tieferes dabei. Er wollte nicht abgelenkt werden, er wollte nur glatte Wände sehen. Beinahe hätte man es

für Ärger und Gereiztheit über das Schöne der Welt halten können, das für ihn seine Bedeutung verloren hatte. Aber es war kein Zorn und Ärger in ihm. Zu seinem Geburtstag, fünf Tage vor seinem Scheiden, erhielt er zahlreiche Geschenke, Briefe und Blumen. Er wollte alles sehen und lesen, und er war froh und dankbar dafür. Aber in seiner Umgebung wünschte er nichts Schönes und nichts Bunes. Das einzige, was er um sich haben mochte, waren weiße Blumen ohne Duft. „Ich finde sie so schön,“ flüsterte er, und als man ihm gelbe und lila Blumen brachte, sagte er: „Die möchte ich gerne weghaben, aber ich getraue mich nicht, darum zu bitten.“ Er fürchtete, den Geber zu verletzen. Weiße, duftlose Blumen erbat er sich und hatte sie um sich bis zuletzt. Dies Verlangen bezeichnete für mich, daß er die Farben der Erde nicht mehr wollte, nur das reine, klare Weiß. Es war dies eine Vorbereitung auf höhere, feinere Empfänglichkeit. Die Trauer ist weiß oder schwarz; weiß ist der Quell, schwarz die Aufhebung aller Farben und alles Lichtes. Es gibt ein Sterben in schwarzer und ein Sterben in weißer Trauer. Paul suchte die weiße Trauer, noch bevor er vom Sterben sprach. Daraus begriff ich, daß er sich vorbereitete.

VIII.

Man kann sagen, daß alles bekannt ist, was Paul mich in seinen letzten Tagen lehrte, und doch ist alles neu und von der allergrößten Wichtigkeit; denn die Weisheit, die erstickt und versteinert in Konvention und Förmlichkeit, die entartet ist in Aberglauben und Nachahmerei, wurde zum nichts-sagendem Wortschall. Hier aber hat sie sich wieder neu und originell gestaltet, unmittelbar dem Lebensborn des unerforschlichen Selbst entspringend. Wir können uns nicht genug vor Aberglauben und Selbstbetrug hüten, vor dem unempfundenen Wiederholen heiliger Dinge, der gehaltlosen Konvention und vor allem vor Kirche und Priestern, die meistens das Heilige in Dogmen, Zeremonien und Rhythmen zwingen mit der Versicherung, es zu beschützen und zu erhalten. Aber wir können auch nicht umsichtig und sorgfältig genug achtgeben auf jede neue Offenbarung aus dem heiligen Leben selbst. Weltentsagung ist nichts Neues, Askese und Klosterwesen ist außer in dem Christentum in allen historischen Zeiten in einer oder der anderen Form zu finden. Doch was ist dies, was ist echt und wahr an ihnen, was ist Verirrung und Entartung? Wenn ein junger, gesunder, lebensstüchtiger Mensch ohne tiefen, ursprünglichen Drang oder Beeinflussung durch an-

dere, aus Ehrsucht oder Konvention seine angeborenen Neigungen und Triebe erstickt, den schwarzen Rock anlegt und das Gelübde des Zölibats leistet, dann ist dieses Verirrung, Unnatur und Heuchelei. Darin ist sicher nichts Echtes, Wahres, nichts von tiefer, allgemeiner Bedeutung. Wenn aber ein feinfühligere Geist wie Paul ohne jeden konventionellen Einfluß aus eigenem, tiefstem Gefühl heraus beim Herannahen des Todes durch die Farben und Düfte der Erde, durch Schmuck und Verzierung verletzt wird und nur nach den strengen, kahlen Wänden und duftlosen, weißen Blumen Verlangen trägt, damit nichts seinen Geist vom Gebet und der Vorbereitung auf die neue, unbegreifliche Zukunft ablenke, dann ist es deutlich, daß sich hier der reine, echte Kern der Askese zeigt. Dieses asketische Stadium der Vorbereitung muß ein jeder von uns durchleben, der das Erreichen will, was uns allen mehr oder weniger unklar als selige Zukunft nach dem Sterben vor dem Geist steht. Äußere Formen können da nichts nützen, wenn sie nicht einem echten, vertieften Seelenzustand entspringen. Ebensowenig hat diese oder jene Sekte die Erreichung des Heils als Sonderrecht empfangen. Die Wahrheit über menschliche und göttliche Dinge ist ebenso universell als die Naturwissenschaft. Himmel und Seligkeit sind

weder für Katholiken noch für Protestanten allein, ebensowenig, wie die Naturwissenschaft allein für die Katholiken oder allein für die Protestanten ist. Sicher ist nur, daß das, was alle Konfessionen unter dem Wort Seligkeit verstehen, existiert. Die Mehrzahl, auch die sogenannten Frommen, bekümmern sich aber sehr wenig darum. Sie leben für den Augenblick und suchen so viel wie möglich alle Gedanken an diesen unausbleiblichen Übergang zu bannen, ein Beweis, daß sie innerlich durchaus nicht an das glauben, was sie äußerlich in der einen oder anderen Form bekennen. Denn wären sie in der Tat das, was sie in der Kirche vorgeben zu sein, dann würden sie Tag und Nacht an die unabwendbare Zukunft und ihre unbeständige Natur denken. Sie denken aber so wenig wie möglich daran, als wenn es etwas Abscheu Erweckendes für sie sei. Das ist gut und natürlich und für ihre Lebensverhältnisse das Nützlichste, denn sie würden allzu leicht ihre Arbeit zerstreut verrichten in dem beständigen Gedanken an den Tod und, wenn ihnen die geheimnisvolle, zukünftige Seligkeit so sicher wäre, würden sie folglich auch weniger ausdauernd für ihr, nicht immer angenehmes, Leben kämpfen. Es ist klar, daß durch einen solchen gewaltigen Übergang zu einer Existenz ohne Körper, wobei die Begriffe Raum und Zeit sich vollkommen

verändern oder auflösen und das Gefühl der Persönlichkeit, der Individualität abgeschwächt oder verändert wird, vielleicht die eigene Erinnerung sogar nicht mehr von fremden Erinnerungen zu unterscheiden ist, daß der unvorbereitete Geist durch diese Veränderung völlig verwirrt werden wird. Für den Durchschnittsmenschen, auch für den gebildeten, ist das Leben ohne Körper, wie es notwendig wird sein müssen, vollkommen sinnlos, unmöglich, unbegreiflich. Sage dem gewöhnlichen Menschen, daß die dreifache Ausdehnung des Raums eine Illusion ist, daß er sich selbst da befindet, wo er die Sterne wahrnimmt, und daß das Ich und das Nicht-Ich eins werden müssen, daß er sich vielleicht an das erinnern wird, was ein anderer empfunden hat, und solches mehr, was der Rationalist als Mystik verwirrt, das aber der Verstand beim Nachdenken über den leiblichen Tod als wahrscheinlich einsehen muß; so wird er auf seine Stirn deuten und sagen: „Unsinn!“ und im günstigsten Fall wird er zugeben, daß ihm dieses alles zu tief ist. Aber er muß wissen, daß er selbst noch in viel tiefere Tiefen gestürzt werden wird.

Sind diese Betrachtungen ihm schon zu tief, wie hilflos und machtlos soll er erst gegenüber der Wirklichkeit sein, wohin der Tod ihn führen wird. Die Todesverachtung von solchen Menschen, die

die tiefe Wahrheit nicht kennen oder nicht ergründen wollen, hat nicht den mindesten Wert. Dies ist allein mit Leichtsinn und Beschränktheit zu bezeichnen. Der Tod ist eine so gewaltige und ehrfurchtgebietende Erscheinung, und ist etwas so Gewisses, daß es allein tierisch beschränkten oder eitel verblendeten Menschen in den Sinn kommen kann, den Gedanken daran von sich zu werfen und lustig darauflos zu leben, als ob die Zukunft sie dem Geheimnisvollen und Unvermeidlichen nicht immer näher führte. Alle, die viel und tief über das Sterben nachgedacht haben, kommen zu der Überzeugung, daß es möglich und nötig ist, sich so vorzubereiten, und daß das Reich, dahin jeder Mensch nach seinem leiblichen Tod gehen wird, für jeden verschieden und abhängig ist von seiner Individualität und seiner Vorbereitung. Wer nichts erwartet als Vernichtung und Auflösung, wer alle mystischen Wahrheiten, die hervorgehen aus dem Verschwinden der stofflichen Illusionen, stets verneint und geleugnet hat, der wird sich wahrscheinlich total verwirrt finden, sobald die mystischen Wahrheiten für ihn die einzig wirklichen sein werden. Er wird sein wie ein Träumender in einer verirrten und absurden, wahnsinnigen Welt, ein lockerer Geist, lebend in einem Chaos, preisgegeben allen bösen, dämonischen Einflüssen

und Regungen. Dieser Zustand kann angedeutet werden durch die primitive Vorstellung einer Hölle, einem Ort der ewigen Pein, und es ist auch für den fühlenden, wissenden Menschen nichts schrecklicher, als dieser Zustand der Unklarheit, Unsicherheit, des Wahnsinns der dämonischen Herrschaft. Wenn auch die Hölle kein bestimmter lokalisierter Ort ist und die Qualen nicht physisch sind, sondern einen individuellen, geistigen, schrecklichen Zustand bezeichnen, so ist er doch abscheulich genug, um die Todesfurcht aller Menschen vollkommen zu erklären; denn was wir eigentlich fürchten, ist die Zerstörung, das Auseinanderfallen, das Zugrundegehen. Jeder verständige Mensch muß dies fürchten; denn das ist das wesentlich Antipathische, die abscheulichste Niederlage all seiner wollenden Wünsche. Aber Furcht und zurückweichende Feigheit darf uns nicht befallen. Wir müssen uns mit Vorsicht und wohlüberlegtem Widerstand wappnen. Wir müssen alle den Tod fürchten, ihn nicht leicht und gering schätzen; denn seine ürgste Drohung ist in jeder Hinsicht fürchterlich. Aber wir müssen durch die Furcht lernen, der Gefahr zu trotzen, die Zerstörung des Körpers so lang wie möglich zu verhüten und, ist dies nicht mehr möglich, der Zerstörung unseres geistigen Wesens zuvorkommen und die höchste Klarheit und Einheit

unseres Geistes zu erhalten und aus dem Schiffbruch des stofflichen Lebens zu retten suchen. Auch die Furcht vor dem Dämonischen ist uns nicht ohne Ausnahme eingepflanzt. Wir merken dies an Kindern, an dem einfachen Volk und auch an Tieren. Der Bewohner des Chaos, der Finstere, Hassende, Böswillige, niedrig Denkende, Gemeine, die Intelligenz ohne Liebe, ohne Einheit und Zusammenhang, ohne Ordnung droht überall, wo Zerrüttung eintritt, wo die Ordnung zerfällt, in jedem Zustand von wankendem Gleichgewicht, im Schlaf, im Wahnsinn und im Tod. Dies alles wohl erwägend, sollte ein verständiger Mensch sein ganzes Leben mehr oder weniger als Vorbereitung für die unvermeidliche, so über alles wichtige Zukunft ansehen. Daneben soll er das irdische Leben nicht verachten, denn dies ist ein irriger Begriff der Priester und Kirche, meistens durch heuchlerisches Nachsprechen entstanden. Man verachtet doch auch nicht die Steine, aus denen man ein Haus baut. Die Gemütsbewegungen, Erfahrungen und Lehren des täglichen Lebens sind in dieser Welt die Bausteine für unser ferneres Fortbestehen. Glücklich und friedlich fühlen wir uns allein, wenn wir der unergründlichen, leitenden Macht in uns gehorchen. Das Weltleben, handelnd, Mitleben, unsere Pflicht tun, wie Paul es sagte, treu unseren

edelsten Gefühlen. Erst dann, wenn wir fühlen, daß es mit unserem Erdenleben zu Ende geht, wenn unsere Körperkräfte ihren Dienst einstellen, dann paßt die Askese, das allmähliche Loslösen von allen Banden, das Sublimieren von allen irdischen Neigungen, die Konzentration im Gebet und Andacht, die Vorbereitung zu den kommenden Wundern, die Geburt zu einem neuen Leben und das Erwachen in einem anderen Licht.

IX.

Es ist ein unbeschreibliches, süßes, herrliches Vertrauen in diesen freien, offenerzigen Aussprachen mit einem Menschen, der weiß, daß er nun bald sterben wird. Ich weiß, daß bei den meisten Sterbenden die traurige Komödie vom Besserwerden bis zu Ende aufrechterhalten wird; aber jetzt weiß ich auch, daß sie nicht gut ist, daß sie ein Nachgeben unedler Furchtsamkeit ist, wodurch die geängstigte Seele in falsche Bahnen geleitet und in ihrem Übergang gehemmt wird. Es ist wahr, daß man nie absolut sicher ist, daß, wenn auch keine Hoffnung mehr da ist, die Überzeugung der Erhaltung auch erhaltend wirkt. Aber in den meisten Fällen, besonders bei Erwachsenen, die noch bei klarem Verstand sind, fühlt der Sterbende das Herannahen des Endes, und dann ist es die Ergebung, die Ruhe gibt, während das Festhalten an der Illusion, wiederhergestellt zu werden, ängstigt und beunruhigt.

So war es auch für mich eine Erleichterung und Beruhigung, als Paul mir sagte, er wisse, daß er bald sterbe. Er legte dabei die Finger auf die Lippen, mich zum Schweigen ermahmend. Da begriff ich, daß er vor den anderen die Komödie gespielt, nicht aber für sich selber. Nun konnte ich aufrichtig sein, nun konnte ich mit ihm reden über

die Zukunft, über die fremden, mystischen, rätselhaften, geheimnisvollen Möglichkeiten, die unser warteten. Nun konnten wir zusammen Hand in Hand, Auge in Auge das Unaussprechliche nennen, dem wir alle entgegengehen. „Du bist weiter wie ich, mein Junge,“ sagte ich, „für dich ist das Schlimmste überwunden, du bist schon über den Schrecken hinaus.“ Da lächelte er und schüttelte leicht den Kopf. „Noch nicht so ganz,“ flüsterte er. Als der Arzt kam, gab er auch diesem gegenüber die Komödie auf. Er sagte: „Ich will sterben, will sterben,“ darauf hinweisend, daß er ganz bereit sei. Unmittelbar darauf sagte er, zu mir gewendet: „Willst du dann den guten Gott bitten, daß er mich zu sich nimmt?“ Dieser kindlich-einfältigen Frage gegenüber fand ich auch ohne Zögern die kindlich-einfältige Antwort. Ich fühlte tief und unmittelbar die Wahrheit dessen, was er von mir verlangte, und konnte sein Verlangen erfüllen.

Dann sprachen wir an diesem Tag noch über seine Anordnungen, und es bestand ein unendliches Vertrauen zwischen uns. Alles Trennende, jede Grenze wird durch den Schatten des herannahenden Todes verwischt. Erst sprachen wir über den Platz, auf dem sein Leib zur Ruhe gebracht werden sollte. Er überlegte das Für und Wider der Plätze, die ihm teuer waren. In Noordwyk waren sein

Onkel und seine Großmutter begraben. Den Kirchhof an den Dünen liebte er sehr: „und dort bin ich beim Meer“, flüsterte er innig. Er überlegte aber, daß er dort zu entfernt läge von seiner Mutter und mir. Er wünschte, daß wir ihm weiße Blumen und Stauden auf sein Grab pflanzen sollten. Er wußte, wie gern seine Mutter so etwas tat. „Am liebsten läge ich wohl in dem Lärchenwäldchen, das Mutter in dem Garten angelegt hat,“ sagte er, aber er begriff, daß dies wesentliche Schwierigkeiten verursachen würde. Er sah denn auch die wirkliche Bedeutung dieses Wunsches ein. „Es ist doch nicht darum zu tun, dem toten Leib einen angenehmen Ruheplatz zu verschaffen, es gilt doch der Seelenbewegung der lieben Lebenden, die den Platz besuchen.“ Deshalb sagte er endlich, „es kommt auch nicht darauf an, sieh nur du dich in der Umgegend nach einem Plätzchen um, das dir am besten gefällt. Vielleicht ist der Naarder-Kirchhof noch der schönste, anderenfalls ist der Bussumer Friedhof auch gut, wählt ihr es nur aus, i c h b r a u c h e e s n i c h t z u w i s s e n.“ „Und denke daran, daß ich keine gedungenen Beter und Träger haben will.“ „Ich finde das schrecklich, diese gleichgültigen, bezahlten Menschen.“ „Ich hatte mir immer vorgenommen, dich selbst zu tragen, Vater, wenn du vor mir sterben würdest.“ „Nun mußt du es für

mich tun. Ich will von Liebe getragen werden, ich habe ja Freunde genug. Auch keine Todesanzeige mit schwarzem Trauerrand möchte ich haben, die finde ich so abscheulich, wenschon, dann lieber im goldenen Rand.“

Am Donnerstagabend, dem vorletzten Tag, gab er mir die Namen derer an, denen ich einen Abschiedsgruß senden mußte. Das willkürliche Suchen, das Erinnern und Aussprechen der Namen erforderte Anstrengung seines Gedächtnisses. Dies ist alles körperliche Arbeit und verlangt Hirnfunktion. Und sein Gehirn, genährt durch träges, krankes, giftiges Blut, konnte natürlich nicht schnell funktionieren. Er wurde rasch müde, die Namen kamen langsam in Zwischenpausen. Dabei war ich selbst aufgeregt und nervös, Paul dagegen ganz still und ruhig. „Geduld,“ sagte er dann flüsternd, als er meine Spannung sah, „Geduld. Es muß von selbst kommen.“ Die Namen mußten ihm einfallen, gerade, wie bei alten Menschen, war das willkürliche Erinnern, die Mnemotechnik, geschwächt, was aber nicht sagte, daß die Erinnerung verschwunden ist. Der alte Mensch klagt über seine Vergeßlichkeit, weil er nicht mehr imstande ist, wie früher sich eines Namens schnell zu erinnern. Darum ist er aber nicht verloren in seinem Gedächtnis. Selbst die Tage der Erinnerungen,

die sehr fern zurückliegen, tauchen plötzlich, ungerufen und deutlich wieder auf. So war es auch in Pauls letzten Tagen. Nicht immer war es für uns sofort verständlich, was seine abgebrochenen Flüsterworte bedeuteten, doch seine Erinnerung blieb immer ungetrübt und sein Gedächtnis scharf und tief. Unter den Namen, die er aufgab, war auch der der alten Freundin, die ihm Religionsunterricht erteilt hatte. Sie hatte ihm einen Brief geschrieben in ihrer kirchlich frommen Weise, den Paul andächtig und ernst anhörte. Er ließ ihr danken und sagen, daß er sich vorgenommen hatte, bei ihrem Sterben bei ihr zu sein. Das bezeichnete, daß er trotz ihrer überlebten, altmodischen Ausdrucksweise überzeugt war von der Echtheit ihres Glaubens, und daß er von ihr hatte lernen wollen, wie ein frommer Mensch stirbt. Nun hat er ihr ein Vorbild gegeben, und sie kann beglückt sein in dem Gedanken, daß ihr Einfluß segensreich auf ihn gewesen ist.

Von dem Augenblick an, wo er sein Bereitsein zum Sterben aussprach, war alle Traurigkeit, alle Unruhe, jede Angst von ihm gewichen. Die vier Menschen, die ihm am liebsten waren, blieben bei ihm, aber er selbst war der tapferste und frohmütigste von uns allen. Flüsternd traf er seine Verfügungen, wenn er nicht schlummernd lag, oder

er scherzte mit einem engelgleichen Lächeln. Er sprach davon, wie man seine Bücher, seine Kleider und die kleine Sammlung von Kuriositäten verteilen solle. An alle dachte er liebevoll, an alle, die ihn je liebgehabt hatten. Frei war er von jeder Regung der Reue oder Bitterkeit. Er fühlte keine Angst, keine Selbstvorwürfe. „Alles, was ich noch sage und wünsche, ist für euch,“ flüsterte er. Er wußte, daß ich mit einer Studie über Träume beschäftigt war, und daß ich manches Mal Abgestorbene in meinen Träumen gerufen und gesehen habe. Aber es war offensichtlich, daß er in der letzten Zeit davon nichts hören wollte. In seiner letzten Stunde sprach er darüber. „Ich möchte dir gerne helfen bei deinem Werk,“ sagte er, „aber ich denke, daß es nicht gut geht.“ Seine Absicht war es wohl, mir im Traum zu erscheinen, wenn ich es wünschte. Aber er zweifelte daran, ob es wohl gut und möglich für ihn sei. Ich habe das später besser begriffen. Es wurde mir klar, daß wir den Verstorbenen die Ruhe lassen und nicht verlangen sollen, daß sie uns erscheinen oder sich mit uns verständigen sollen. Fredrick Myers¹⁾ nennt dies ein rohes Vorurteil. Er wollte uns Lebenden diesen Trost nicht vorenthalten. Er selbst hat uns bei

¹⁾ Englischer Dichter und Psychologe.

seinem Tod Zeichen gegeben der äußersten Anstrengung, um uns von seinem fortdauernden Bestehen zu überzeugen. Wer die Berichte in den *Proceedings der Society for Psychical Research* liest, wird erkennen, daß es ihm gelungen ist, und doch haben die Urkundenbezeugungen etwas sehr Unbefriedigendes, etwas Unsicheres und Trauriges wie die meisten spiritistischen Mitteilungen. Aber es kommt vor, daß Verstorbene und Lebende uns nicht in Ruhe lassen, und daß sie sich verständlich machen wollen, aber das scheint dann auch meistens die Folge eines unglücklichen, unruhigen, unzufriedenen Fortbestehens zu sein. Der glücklich Gestorbene, der Selige, ist zu sehr verändert, um sich offenbaren zu wollen.¹⁾

Das habe ich besser denn je zuvor empfunden bei Pauls Verscheiden, und er hat sich mir auch nicht gezeigt, obwohl er wußte, wie sehr ich danach verlangte.²⁾ Ich habe ihn auch nicht rufen wollen, doch der Trost wird uns deshalb nicht genommen; denn es ist eine Wahrnehmung, ein sensibles Gefühl der Anwesenheit, die kein einziges, sinnliches Zeichen braucht und doch vollkommen überzeugend ist. Man fühlt, man weiß, daß die ge-

¹⁾ Auch hierin gibt es vielleicht Ausnahmen, wie neuere Schriften zeigen.

²⁾ Später doch.

liebte Person anwesend ist, uns kennt, wahrnimmt und sieht, tröstet oder warnt, aber man kann es durchaus nicht erklären wie. Allein, wer es jemals mitempfunden hat, wird es sofort begreifen. So hat auch Paul mich sofort gestärkt und getröstet.

Am Donnerstagabend begann die Agonie eine Schreckensnacht für mich, in der Paul wohl am wenigsten zu leiden hatte von allen. Er hatte keine Schmerzen, wenig Beklemmungen. Er schlummerte ab und zu ein wenig. Wir wachten bei ihm und gingen hinaus, wenn er es wünschte. Mitten in der Nacht sagte er, unseren unruhigen Zustand begreifend: „Ihr quält euch so, ich kann es nicht ändern, daß es so lange dauert.“ Tief ergreifend war diese Sorge des Sterbenden um uns Lebende, dies Um-Verzeihung-Bitten wegen der Qual, die sein Sterben uns bereitete. Er dachte an einen kleinen deutschen Vers: „Weinend kommst du zur Welt, es freuten sich die Deinen; lebe so, daß beim Scheiden du dich freust, die anderen aber weinen.“ Die Nacht schien mir endlos. Ich weiß mit Beschämung, daß ich mich sehr schwach und kleinlich betragen habe. Ich konnte nicht im Zimmer bleiben, während die treue Pflegerin ihn keinen Augenblick verließ. Ich hatte keinen anderen Wunsch, als daß das Ende nun endlich kommen möge. Es schien mir eine nutzlose Qual. Zweimal

in der Nacht dachte Paul daran, daß er jetzt stürbe. Er faltete seine Hände, um zu beten, doch wußte er instinktiv, daß seine Stunde noch nicht da war; denn er ließ uns alle, außer der Pflegerin, aus dem Zimmer gehen, während er uns später, als die Zeit da war, rufen ließ und uns bei sich zu haben wünschte.

Als der Morgen graute und der Arzt kam, sagte Paul mit Lächeln, als wäre er unsretwegen ungeduldig: „Heute abend werde ich wohl immer noch so daliegen.“ Dann fragte ich in meiner Feigheit den Arzt, ob es nicht möglich sei, diese Qual abzukürzen. Ich weiß noch, daß ich sagte: „Bei einem Hunde oder bei einer Katze sind wir barmherziger als bei einem Menschen.“ Ich meinte dann noch, daß ja doch nichts mehr zu erwarten sei als ein langsames Erlöschen des Geistes, eine Besinnungslosigkeit, und ich dachte, je eher um so besser, damit das Leiden vorbei ist. Aber es kam anders, und wie dankbar bin ich, daß die herrschende Sitte, dem Arzt das Verkürzen des Lebens verbietet und ich dadurch von meiner rationalistischen Barmherzigkeit bekehrt wurde. Die letzten Stunden mit Paul, vom Morgengrauen bis zum Mittag, möchte ich um keinen Preis vermissen. Sicher wäre sein Übergang auch nicht so rein und klar gewesen, wenn wir ihn durch das eine oder

andere Gift betäubt hätten. In den letzten Stunden war es meistens froh und unbefangen mit Worten und unbeschreiblich zartem Lächeln.

Kurz nach Tagesanbruch hatte ich das Zimmer verlassen, um an die frische Luft zu gehen und einen Augenblick Erleichterung in dem ruhigen, nüchternen Morgen, nach den Qualen und Foltern der Nacht, zu suchen. Aber unmittelbar darauf wurde ich zurückgerufen. Paul hatte mich nötig. Dämonische Angriffe quälten ihn. Wenn er in leichtem Schlummer lag, verfolgten sie ihn in bösen Träumen. Darum bat er, ob ich sie verscheuchen wollte. Ich versuchte es, und es glückte mir sofort, als ich ihm die Hand auf die Stirn legte. Dies war mir ein herrliches, befriedigendes Gefühl, ihm nötig zu sein, ihm helfen zu können. Die nervöse Spannung verließ mich. Ich konnte ruhig bei ihm wachen bis zuletzt. Als Beispiel dieser perfiden Anfälle erzählte Paul einen Traum, indem er meinte, seine treue Pflegerin, die ihn monatelang mit der größten Treue und Hingebung gepflegt, und die die letzten vierundzwanzig Stunden nicht einen Moment geschlafen oder geruht hatte, daß die ihm höhnisch und rauh begegnete und ihn quäle. „Du mich quälen!“ sagte er mit einem unendlich liebevollen Ausdruck, als wolle er eine solche Verdächtigung weit wegweisen. „Wenn Vater im Zimmer

ist, dann bleiben sie fort," sagte er, und sie sind bis zu Ende weggeblieben. In der Nacht, und zwar in der Nähe des Todes, sind die Dämonen wach und setzen sich zur Wehr; denn das ist die Zeit der bösen Geister. Dies erklärt das Erschauern der Menschen und Tiere und die alten Gebräuche von Glockenläuten, Beschwörungsgebeten und allen Mitteln, die man ersinnen konnte, um diese düsteren Geister zu verjagen. Diese Mittel sind voll Aberglauben, aber in dem Wesen der Sache ist Wahrheit. In Pauls letzten Stunden nach dem Vertreiben der Dämonen, in diesen stillheiligen, feierlichen Stunden dachte ich an Faust: „Gerettet ist das edle Glied der Geisterwelt vom Bösen.“

Alles, was Paul noch in den letzten Morgenstunden sagte, war froh, leicht, scherzend, rein, zart und lieblich. Er nahm noch einmal ruhig von uns Abschied und dankte jedem von uns. Zu dem Arzt sagte er: „Sie haben getan, was Sie tun konnten, ich danke Ihnen," und scherzend zu der Pflegerin: „Du hast schon lange nach diesem schönen Gemälde verlangt, jetzt sollst du es haben.“ Mir gab er die liebsten Namen mit den zärtlichsten Ausdrücken, wie er sie als Kind gebrauchte, und zweimal wiederholte er: „Vater ist mein Geist gewesen.“ Zu seiner Mutter sprach er: „Denk' an das Totenhemdchen von Grimm," und später noch

einmal: „Denk' an das Totenhemdchen, Mütterchen.“ In einem Grimmschen Märchen, das Pauls Mutter erzählte, kann ein schönes, liebes Kind nach dem Tod im Grabe keine Ruhe finden, da sein Totenhemdchen durch die übergroße Tränenflut der weinenden Mutter durchnässt wird. Ist eine feinere, zartere, liebenswürdigere Mahnung denkbar? In diesen Morgenstunden zeigte sich die wunderbare Erscheinung, daß alle sinnlichen Eindrücke bei dem Sterbenden außergewöhnlich klar und scharf waren. Es war, als ob die Seele einen Leib von unendlich viel zarterer, feinerer Struktur annähme. Dem Geschmack und Geruch Pauls schwebten allerlei Erinnerungsbilder vor von seltsamer Schärfe. Für das Licht wurde er so empfindlich, daß er eine dunkelgefärbte Brille aufsetzen mußte, wobei er doch alles, was um ihn vorging, genau wahrnahm. Er reagierte auf den leisesten Wink, auf die leiseste Berührung, auf jedes geflüsterte Wort, ja sein Gehör war so verschärft, daß er ein geflüstertes Gespräch, mit dem Arzt in der entferntesten Ecke des Zimmers hinter einem Wandschirm geführt, Wort für Wort verstand. Ich kannte diese Wahrnehmungsschärfe bei Sterbenden wohl, aber nie hatte ich sie in diesem Maß konstatiert, und Pauls Leib war doch bereits in dem Zustand vollkommener Unbrauchbarkeit.

Nahrung hatte er seit Tagen nicht mehr zu sich nehmen können. Die Nieren arbeiteten gar nicht mehr, die Atemholung war sehr gering und der Puls kaum fühlbar, doch wußte der Geist sich in diesem rettungslosen, hilflosen Wrack zu befestigen mit der feinsten Aufmerksamkeit, dem edelsten Gefühl und dem klarsten Selbstbewußtsein. Man überlege sich, wie oft schreiben Ärzte geistige Störungen dem Blutgehalt oder Umlaufsstörungen im Gehirn zu. Pauls Blut war in den letzten Stunden wohl vollständig vergiftet und verdorben, und die Zirkulation im Gehirn so träg und unregelmäßig wie nur möglich. Aber auf seine feinsten Seelenfunktionen hatte dies keinen lähmenden Einfluß.

Endlich mußte der Zusammenhang von Seele und Leib zerrissen werden, und diesen Moment deutete Paul an durch die Worte: „Nun weiß ich nichts mehr,“ und einen Augenblick später: „Ich kann nichts mehr begreifen,“ darauf ließ er folgen: „Nun muß es doch geschehen, nun muß es doch kommen.“ Ich sagte in meinem Unverstand: „Es kommt auch, lieber Junge, geh nur schlafen, es kommt.“ Ich teilte noch den allgemeinen Wahn, daß das Sterben ein Einschlafen sei, aber Paul wußte es besser. In dem total unbrauchbaren Leib wußte der Geist sich noch so zu offenbaren, daß

ich meinen Irrtum einsehen konnte. Paul lag so, wie ein Sterbender liegt, mit halbgeschlossenen Augen, offenem Mund und heruntergesunkenem Unterkiefer. Aber als er gesagt hatte: „Nun muß es kommen,“ und ich ihm riet, schlafen zu gehen, da war es gerade, als wenn er erwache, er hob den Kopf etwas hoch, schloß den Mund und faltete langsam mit der äußersten Sorgfalt und einer letzten Anstrengung die langen, ausgezehnten, weißen Hände ineinander. Dann nickte er einige Male zustimmend. Er hörte etwas, was für uns nicht hörbar war, und es war ein erfreulicher Bericht; denn er nickte froh. Jetzt öffnete er die Augen weit, weit, und seine Lippen murmelten ein Gebet. Jetzt sah er etwas, etwas unbeschreiblich Schönes und Herrliches. Das war unleugbar zu sehen in seinem verherrlichten ekstatischen Gesichtsausdruck, an seinem wunderbar verklärten Blick. Und so blieb er. — — — Totenstille. — Der Atem hörte auf, als hielte er den Atem an. Ich wartete auf ein konvulsivisches Todeszucken, nie hatte ich jemanden ohne Todeszucken sterben sehen, ohne Geräusch, ohne Kampf. Aber Paul blieb still, den Mund geschlossen, die Hände gefaltet, die Augen weit offen, strahlend vor Glück. So ließ er uns seinen Leib zurück. Die Augen ließen sich nicht schließen. Der Ausdruck von Verherrlichung blieb,

solange wir ihn sahen. Der Glanz seiner Augen starb erst langsam, langsam, so wie das Licht nach Sonnenuntergang. Wir alle vier, die anwesend waren, verstanden dies auf dieselbe Weise. Es war keine Traurigkeit in unseren Herzen, keine Klage wurde laut. Einer von uns sagte: „Nun sind wir alle froh, nun ist Paul glücklich.“ Und ein anderer: „Selig sind die Toten, die im Herrn sterben.“ Wir konnten nicht bedrückt sein und nicht Trauer bezeugen. Wir hatten alle gesehen, wie sein Wunsch erfüllt wurde, wie der gute Gott ihn zu sich genommen hat. Die Ausdrücke sind belanglos, wir hatten es wirklich gesehen. Wir hatten gesehen, wie die Seele den Leib verließ, gleichwie der Schmetterling dem leeren Kokon entschlüpft. Er war nicht bewußtlos, er ist mit vollem Bewußtsein hinübergeglitten aus dieser räumlichen Sinnenwelt in ein neues, herrliches Bestehen, worin er Schönheiten hörte und sah, die uns verborgen sind. Wir hatten gesehen, daß er nicht einschief, sondern erwachte, wir konnten nicht betrübt sein. Es war ein feierlicher Friede in unseren Herzen. Der Glanz von seiner Verherrlichung war auf uns zurückgestrahlt.

X.

Früher hatte ich immer gewünscht, im Krieg auf dem Schlachtfeld zu sterben, ich verabscheute vor allem das Triviale, Öde, Leere, Trübselige eines Hausvatertodes, wie Goethe es nennt, von Krankenzimmer-, Sterbebett- und Beerdigungsmisere. Gibt es etwas Jammervolleres als das banale Gebaren, das sich Tag für Tag wiederholt bei so etwas Imposantem und Heiligem, wie es der Tod ist? Die abgedroschenen stehenden Redensarten, die posierlichen, lächerlichen Zeremonien, die unaufrichtigen, ungefühlten Worte tausendmal nachgeplappert? Nirgendwo zeigen die Menschen unserer Zeit schlechteren Geschmack, weniger tiefes Gefühl, weniger Erfassung der Würdigkeit und Feierlichkeit als in ihrem ängstlichen, kläglichen Sterben. Welch eine Unkultur liegt doch in ihren häßlich trübseligen, lächerlichen, teuer bezahlten Begräbnisaufzügen, die niemand achtet, in den Kirchhofsreden, die niemand ernst nimmt. Und die größere Mehrzahl der Menschen klebt doch noch an diesen äußeren Formalitäten. Dann tausendmal lieber das Sterben auf dem Schlachtfeld, jauchzend, begeistert, unbekümmert, in heiliger Freude.

Aber jetzt weiß ich, daß es doch noch ein edleres Sterben gibt, denn die Begeisterung des Soldaten ist allzeit eine barbarische, herzlose, tierische, eine

enge primitive Ekstase. Es ist ein dummes Gefühl voll Wüstheit und Haß. Er will den anderen Menschen vernichten, zerstören sozusagen um Recht und Ehre. Aber im Grunde ist es doch nichts anderes als ein Mißverständnis. Es ist begreiflich, daß manche Dichter Krieg und Heldentod — für welche Sache es auch sei — über das seichte, traurige Absterben in einer alltäglichen Sphäre stellen, in einem tatenlosen Frieden. Aber dies ist doch kurzsichtig und unklug. Es stimmt nicht mit dem tiefen, echten Dichtergefühl überein, denn das sucht Kenntnis und Wissen, Veredelung und Reinheit und stellt die Begeisterung der Liebe über die Begeisterung des Hasses. Er wird keinen Greuel des Krieges aus Feigheit scheuen, aber auch nicht ernstlich den Krieg verlangen, weil er im Frieden nicht Begeisterung genug empfinden kann. Der Dichter will keinen Frieden auf Kosten der Gerechtigkeit, er wird gerne streiten und streben für das, was er als recht und heilig empfindet, aber er wird mehr das Rechtsgefühl durch Liebe erweitern. Der Macht der Liebe und Weisheit vertraut er besser als der physischen Gewalt. Die Liebesbegeisterung, die versteht, vergibt und von Natur keine Rachsucht kennt, steht ihm unendlich höher. Sie ist ihm teurer als das mordlüstige Rachegefühl, als die Wut und der Haß des Krieges. Dies können wir

aber nicht fühlen und begreifen, solange wir nicht wissen, was die höchste Liebesekstase ist, und wie schön sie das Sterben auch im Frieden machen kann.

Ich habe es nicht begriffen, bis Paul es mich lehrte. In allen meinen Werken verspürt man den Abscheu vor dem trivialen, alltäglichen Tod, dem zu entrinnen ich doch keine Möglichkeit sah. Intellektuelles Wissen nützt nichts. Man muß die Möglichkeit eines heiligen, schönen Todes fühlen. Dieses Gefühl ist ein Schatz, den Paul mir hinterlassen hat, ein Schatz, von dem ich endlos austeilen kann, ohne daß er abnimmt.

Wir haben ihn begraben, wie er es gewünscht. Von Freunden wurde er getragen, von Freunden wurden seine Überreste ins Grab gebracht. Liebe hat ihn getragen. Es war nicht alles so, wie es Pauls Eigenart und seinem feinen Empfinden entsprach, aber wie soll das möglich sein mitten in einem so unfertigen, verwirrten und doch so mächtigen Kulturzustand? Wozu eine schwere hölzerne Kiste, die zugeschraubt wird? Fürchtet man, daß der Leichnam herausschlüpfen wird? Warum wurde mir feierlich der Schraubenschlüssel der Kiste überreicht? Welcher alte Aberglaube versteckt sich dahinter? Wozu das tiefe Unterscharren? Ist kein Platz, daß alle nebeneinander liegen können? Und

wozu Klassen auf dem Friedhof? Ist es nicht lächerlich, tote Leiber in Klassen zu rangieren? Umwickelt die Toten mit einem hygroskopischen Stoff, legt sie in Körbe und begrabt sie nicht so tief, damit der poröse Humus den Verwesungsprozeß beschleunigen kann. Die Erde ist die beste Desinfektion. In Verbindung mit der Erde wird der Leib in wenigen Wochen unschädlich aufgelöst, ebenso sicher, aber viel weniger roh und gewaltsam wie durch das Feuer. Mein Empfinden zeigt Widerwillen gegen die Verbrennung. Ich will gern die teuren Reliquien meines Kindes der Erde geben, auf daß sie es in sich aufnehme und nutzbar mache zu neuem Leben. Aber dann sollte es so sein, daß die Erde unmittelbaren Zugang zu ihm hat und so schnell wie möglich den reinigenden, auflösenden Prozeß beginnen kann. Unendlich peinigend sind mir die banalen Häßlichkeiten eines Kirchhofs mit Steinen, die aussehen wie Zuckerdosen oder Tortenschachteln, und allen den Dingen, die das Volk ohne Geschmack einander nachahmt. Aber wir konnten dem Begraben auf einem solchen Kirchhof nicht ausweichen. Das ist der Fluch unserer Zeit. Die Ehrfurcht unseren Verstorbenen gegenüber ist ein echtes, natürliches Gefühl. Alles, was mir übrigblieb von meinem geliebten, teuren Kind, ist mir heilig und geweiht, sein Leib so gut wie seine

Kleider. Durch eigenes, unmittelbares Gefühl begriff ich nun das Wesen der Totenverehrung, die allen Kulturvölkern gemeinsam ist. Heilig war mir mein Kind bereits in seiner letzten Lebenszeit, als er den Frieden gefunden hatte. Nun nach seinem Verscheiden ist er zu einem Wesen höherer Ordnung für mich geworden. Er ist vergöttlicht, er ist mein Mittler. Durch ihn ist das Allwesen für mich fühlbar und persönlich geworden. Nun ist da etwas, das ich liebhaben und aussprechen kann, nicht nur ein feierlicher Klang, eine Selbstsuggestion. Aber unsere Kultur unterscheidet noch nicht recht zwischen den Verwirrungen der primitiven Völker und der symbolischen, geistigen Bedeutung des Stofflichen, das nicht verschwindet durch unsere Kenntnis der Naturwissenschaft. Mit der rein geistigen, symbolischen Verehrung des Leibes und der Reliquien kann die Auffassung zusammengehen, daß der Leib an sich keinen Wert hat, und daß er sobald wie möglich aufgenommen werden muß in den Kreislauf der Natur zum Dienst eines neuen Lebens. Hierin hat unsere Kultur noch nicht den konsequenten, harmonischen Weg gefunden. Dazu bedarf es der Erkenntnis der höchsten geistigen Werte, rein und unmittelbar aus echtem Gefühl, ohne dabei die Kenntnisse von den stofflichen Erscheinungen einzubüßen.

Die Tage zwischen Pauls Übergang und seinem Begräbnis hatten eine wunderbare, feierliche Schönheit. Sie waren voll symbolischer Kraft. Man muß das wohl verstehen, es waren stoffliche Erscheinungen, die dem festen Weltverband angehörten, die aber durch den geweihten Geisteszustand, in dem ich mich fühlte, zu erhabenem Symbolismus wurden. Ich ging wie ein Trunkener, fühlte wie ein glücklich Liebender, ich genoß die subtilen, unbeschreiblich süßen, unnennbar zarten Wahrnehmungen eines Liebenden, der seine Liebe erwidert weiß. Dieses war unverkennbar, ich durfte mit einem höheren Wesen vertraulich sein. Ich fühlte seine Liebe und sandte ihm Antwort. Ich konnte nicht aufhören, diese Seligkeit immer und immer wieder zu überdenken. Damit in Übereinstimmung war der Zustand der Erde und der Atmosphäre in kleinen, unter anderen Umständen unbemerkbaren Erscheinungen.

In der Schreckensnacht, als die Dämonen Paul plagten, wurde um mein Haus ein beständiges Klappern gehört, wie von Kastagnetten. Es kam näher und entfernte sich, aber es hörte nicht auf, bis die Bewohner unruhig dadurch wurden. Später wurde es nie wieder gehört, noch hatte man jemals vorher ein derartiges Geräusch vernommen.

An dem Tag, an dem Paul hinüberging, und an

den folgenden Tagen war es still, kühl, sonnig und seren, eine hohe, andächtige Stimmung. Meine zwei kleinen Kinder kamen mit ihrer Begleiterin von einem Spaziergang aus dem Wald zurück. Sie waren freudig gestimmt. Sie hatten so schöne Musik in den Wolken gehört. Ich weiß nicht, was es war, sie hatten weder vor- noch nachher je dergleichen gehört; und ich habe auch nie austindig machen können, was sie meinten. Vielleicht hat es eine ganz gewöhnliche Ursache, für mich aber würde es symbolisch. In unseren Herzen wie in unserem Haus war eine feierliche Stimmung, gleichwie bei einem heiligen Weihefest. Das Haus stand voller weißer Blumen. Wir konnten keine düstere Trauer zur Schau tragen. Ein treuer Freund Pauls sandte mir Vondels Vers: „Ei, laß die eitlen Tränen weg und opfere wohlgemut und froh den allerbesten Vater frei, das Beste deiner irdischen Schätze.“ Die Tränen, die flossen, waren nicht bitter, es waren selige Tränen des Friedens und der Erlösung. Ein Gärtner auf Walden, ein gefühlvoller Mann, hatte sichtlich lange Zeit damit gekämpft, mit mir über das Geschehene zu sprechen. Ich empfand wohl, wie er mit der Absicht umging, mir etwas zu sagen, aber nicht imstande war, das auszusprechen, was er fühlte. Endlich faßte er Mut, ging auf mich mit ausge-

streckter Hand zu und sagte: „Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Sohn.“ — „Ich danke dir,“ sagte ich, und es war vollkommen Ernst zwischen uns und kein Mißverständnis. Auf einem Feld in der Nähe meines Hauses lag ein Berg von Ästen und wertlosem Holz. Es wartete auf eine trockenere Zeit, um verbrannt zu werden. In der Nacht vor Pauls Begräbnis hatte ich seine Anwesenheit im Schlaf deutlich gefühlt, doch ohne ihn zu sehen oder zu hören. Er hat mich getröstet und gestärkt. Beim Aufwachen dachte ich, nun werde ich den Holzstapel in Brand stecken lassen als ein Brandopfer für Paul. Als ich das Fenster öffnete und hinaussehe, züngelten die spitzen, roten Flammen haushoch. Die Gärtner hatten bereits aus eigenem Antrieb getan, was ich zu tun gedacht hatte. Wahrscheinlich haben sie nicht an Paul gedacht, sondern nur an den trockenen Tag. Ich aber hörte die Glocken läuten, sah die schönen, wilden Flammen schnell aufwärts steigen und begriff das Symbol: das flammende Feuer des Todes, das verzehrt und reinigt, das das Feste, Sichtbare unausgesetzt in das Luftige, für uns Unsichtbare verwandelt, das jeden Wahn und jede Illusion zerstört und nur das Unvergängliche, aber auch für uns Unfaßbare bestehen läßt, aufwärts strebend und spurlos sich verflüchtigt in hohes Licht.



n 3. - an 8/I 16.

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

+AM19872607



+AM19872607

UNIVERSITÄTS
WIEN
BIBLIOTHEK



www.books2ebooks.eu